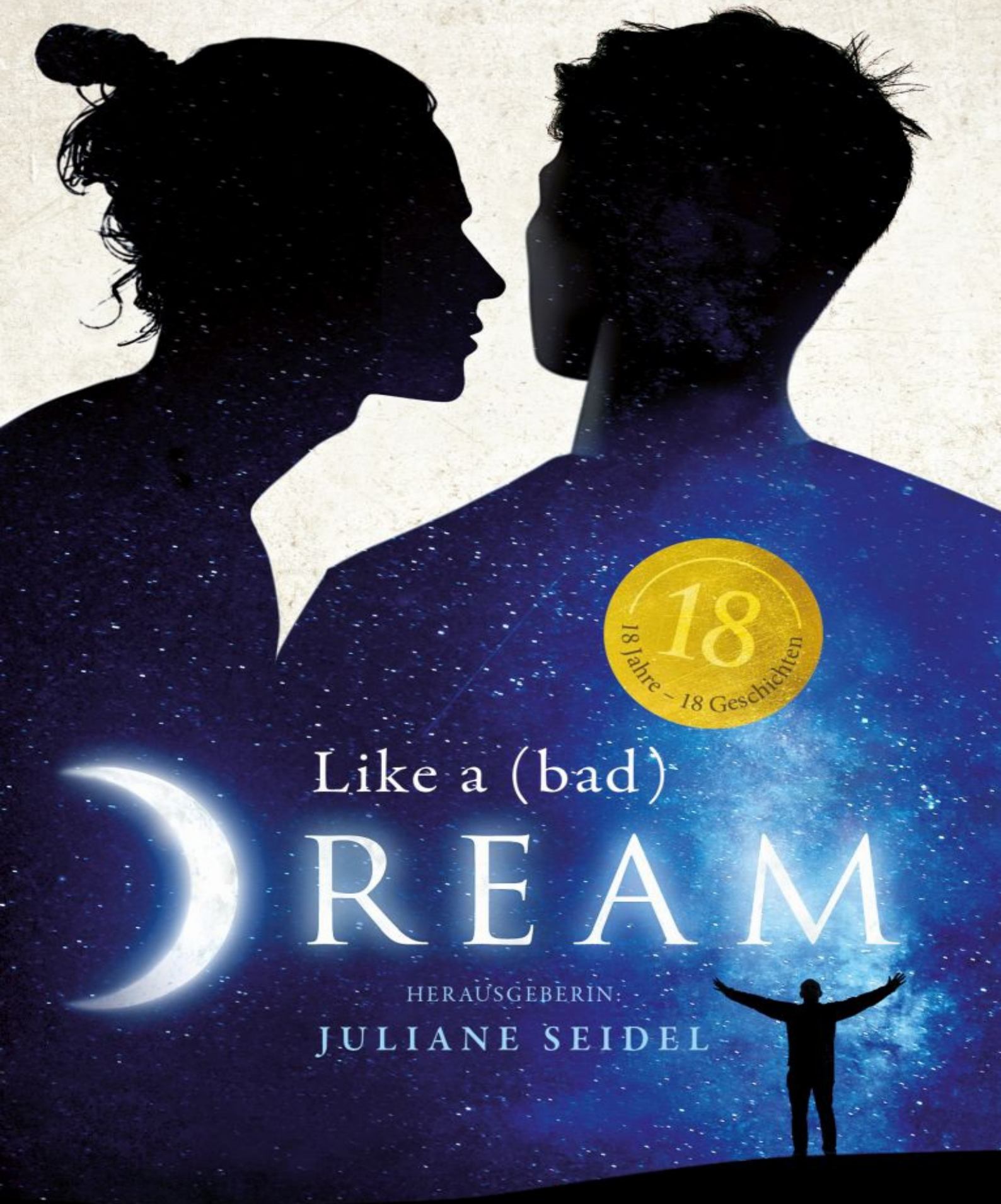


BENEFIZANTHOLOGIE



18
18 Jahre - 18 Geschichten

Like a (bad)

DREAM

HERAUSGEBERIN:
JULIANE SEIDEL



Like a (bad)

DREAM

HERAUSGEBERIN:

JULIANE SEIDEL

•
Herausgeberin: Juliane Seidel

© Juliane Seidel, 2019

Zietenring 12

65195 Wiesbaden

www.juliane-seidel.de

www.like-a-dream.de

koriko@gmx.de

Cover: © Manu Ancutici

Bildrechte: Snapwire, Pexels; Romain Kamin, Pexels; Benjamin Davies,
Unsplash

Lektorat: Juliane Seidel, Sandra Gernt, Dennis Stephan, Kristina
Arnold, Tobias Keil, Moni Luff, Julia Fränkle, Annette Juretzki, Carmilla
DeWinter

Korrektur: Juliane Seidel, Johanna Temme, Dennis Stephan, Dima von
Seelenburg, Bernd Frielingsdorf, Elisa Schwarz, Lena Carl, Doris Lösel,
Annette Juretzki, Jana Walther

Satz eBook: Juliane Seidel, Jana Walther

Sämtliche Personen dieser Geschichten sind frei erfunden und
Ähnlichkeiten daher nur zufällig.

Im wahren Leben gilt: Safer Sex.

Ebooks sind nicht übertragbar und dürfen auch nicht kopiert oder
weiterverkauft werden. In jedem Buch steckt jahrelange Arbeit, bitte
respektiert das. Die Autoren freuen sich sehr über Rückmeldungen, zb
bei Facebook, per Mail oder als Rezension.

Leseproben

Achtzehn Gründe

S. B. Sasori

Das Fenster im dritten Stock stand offen. Wie erwartet. Philipp Lettner war ein frischluftsuchtiger Millionär, der aus nur ihm bekannten Gründen ausschließlich in Hotels lebte. Nie im Penthouse, sondern nur in Standardfamilienappartements.

Harke schnippte die Zigarette aus dem Seitenfenster des Mietwagens. Das Zimmer war dunkel. Noch war sein Ziel nicht zurück. Käme es, würde er es mit ausgesuchter Höflichkeit und einem respektvollen, schnellen Tod begrüßen.

Ein Schuss ins Herz.

Die Pistole wartete in einem Rucksack im Fußraum des Beifahrersitzes auf ihren Einsatz. Ohne Schalldämpfer. Ein Kissen genügte vollkommen. Es würde kein Mord aus dem Hinterhalt und aus Distanz werden. Für eine derart feige Tat war er sich zu schade. Er stellte sich seinen Zielen vor, entschuldigte sich für die kommende Tat, erklärte, wer ihn dazu engagiert hatte und nannte die Gründe. Ohne die Gründe zu kennen, erledigte er nie einen Job.

Dieser Grund war simpel und wurde in achtzig Prozent der Fälle genannt: Geld.

Der Auftraggeber war eine Auftraggeberin: June Lettner. Die Ehefrau seines Zieles.

Philipp Lettner vermittelte unentdeckte Künstler an Galerien und Förderer jeglicher Art; oftmals nur für ein Handgeld. Dennoch besaß er, dank seines vor zehn Jahren verstorbenen Vaters, ein Vermögen: Anteile an Großkonzernen, eine Handvoll Luxusimmobilien in Weltstädten, eine Kunstsammlung, für deren Bewachung Securitys eingestellt worden waren.

Nachdem der gemeinsame Sohn vor zwei Jahren bei einem Unfall auf einer der Serpentinstraßen um den Comer See verunglückt war, war Frau Lettner die alleinige Erbin.

Keine Frage, der Tod ihres Mannes lohnte sich für sie.

Noch ein Schluck von dem mittlerweile kalten Kaffee und Harke vertraute die Pistole dem Hosenbund an. Ein Schulterholster wäre

bequemer, aber würde ein Jackett erfordern. So genügte der schwarze Rollkragenpullover, um sie zu verbergen. Ihn würde ohnehin niemand bemerken. Er war gut in seinem Job.

Und er war gut im Klettern. Ursprünglich ein Hobby, mittlerweile fester Bestandteil seiner Arbeit, wann immer es sich einrichten ließ. Es sparte Lebenszeit, das Training mit den Aufträgen zu verbinden.

Das offene Fenster auf der Rückseite und die klassizistische Fassade des Fünfsternehotels kamen ihm bei diesem Job entgegen. Genug Mauervorsprünge für seine Hände und Füße, genug Schatten, um im Notfall in ihn einzutauchen.

Die Überwachungskameras richteten sich auf die Ein- und Ausgänge einschließlich des Lieferanteneinganges und der Fluchttüren. Sie deckten zwar Bereiche der Fassade ab, doch es existierten genügend tote Winkel, da sie fest installiert waren. Das Hotel sparte an der Sicherheit seiner Gäste. Auf dem Markt gab es weitaus sinnvollere Überwachungssysteme. Das Bellevue verließ sich auf seinen guten Ruf. Der würde heute Nacht einen Kratzer bekommen.

Dreiundzwanzig Uhr dreißig. Es wurde Zeit.

Lettner würde sich noch eine Weile in der Hotelbar aufhalten, wie all die Abende davor. Vor Mitternacht hatte er das Appartement bisher nicht betreten. Frau Lettner hatte ihm versichert, ihr Mann würde generell nie vor zwölf Uhr nachts schlafen gehen. Meist erst wesentlich später.

Die Eheleute lebten getrennt. Sie in der Familienvilla am Comer See, er in den erstklassigen Hotels am Platz der jeweiligen Stadt, in der er seine Geschäfte abwickelte. In diesem Fall in Bern.

Nette Stadt. Nach dem Job sollte er sie sich in Ruhe ansehen.

Die Seitengasse lag still und dunkel vor ihm.

Harke huschte aus dem Wagen, eilte in den Schatten eines Mauervorsprungs. Er legte den Kopf in den Nacken, blickte an der Fassade hinauf. In ihm begann es zu kribbeln. Vor allem im Magen. Er liebte diese leichte Nervosität. Binnen Sekunden paarte sie sich mit Vorfreude auf eine interessante Kletterpartie. Der dritte Stock stellte eine Herausforderung dar. Rutschte er ab, kostete es ihn das Leben oder bescherte ihm ein Dasein im Rollstuhl.

Beides verdiente er seit Jahren, aber das Schicksal hatte ihn bisher verschont.

Er zog sich zum ersten Sims hinauf, ertastete den nächsten Halt. Nur auf den Augenblick konzentrieren. Nicht an die Waffe denken, nicht an den Schuss, der sich bald aus ihr lösen würde. Nicht an die

Erschütterung und Angst im Antlitz seines Zieles. Nicht an die Blutlache, die vor seinen Augen in den Teppich sickern würde.

Es war nur ein Job wie all die anderen davor. Einer würde ihn erledigen. Aber nicht so fair wie er. Nicht mit so viel Respekt. Zu töten war eine verantwortungsvolle Aufgabe. Er hatte sie von Kindesbeinen an gelernt. Sein Vater hatte ihn mit den unterschiedlichen Methoden vertraut gemacht, noch bevor Harke zur Schule gegangen war.

Niemand in dem holsteinischen Dorf hatte geahnt, dass der freundliche Grundschullehrer einen lukrativen Nebenjob ausübte. Sein Vater hatte nie über seine Klienten gesprochen. Nur über seine Ziele. Die letzten Augenblicke mit ihnen und wie wertvoll sie für ihn waren.

Er verunglückte mit dem Fahrrad auf dem Weg zur Schule. Der Fahrer eines parkenden Wagens öffnete die Tür, der Lehrer Olaf Wendland fuhr dagegen und wurde so unglücklich auf die Straße geschleudert, dass sein Genick brach.

Schicksal war eine seltsame Angelegenheit.

Der zweite Sims. Zu viele Gedanken im Kopf. Er musste sich auf den Job konzentrieren.

Seine Mutter hatte ihn danach fortgeschickt. In ein Internat. Sein Geschichtslehrer wurde sein erstes Ziel. Jahre, nachdem Harke die Einrichtung verlassen hatte. Der einzige Mord, den er ohne Auftrag und ohne jeglichen Respekt, dafür aus ausschließlich persönlichen Gründen verübt hatte.

Das Fensterbrett zu Philipp Lettners Zimmer. Harke schwang sich hinauf, stieg leise von der einen Dunkelheit in die andere.

Ein angenehm schwerer Herrenduft wehte ihm entgegen. Ein Hauch Stress und scharf gebrannter Kaffee befand sich ebenfalls darin.

Kribbeln im Rücken.

Er war nicht allein.

»Wer sind Sie und was machen Sie hier?«

Ein Schatten erhob sich aus einem der beiden Sessel. Breit, groß. Die Stimme voluminös, dennoch schwang eine Trägheit in ihr, die an Überdross grenzte.

»Ich muss Sie enttäuschen, der Haussafe ist leer. Ich kann Ihnen nur den Inhalt meiner Brieftasche und meine Armbanduhr anbieten.«

Vor ihm stand Lettner. Darauf konnte er Eide schwören, auch wenn er wegen der Dunkelheit lediglich die sportliche Statur erkannte. Bedauerlich. Lettner war ein attraktiver Mann.

»Die Armbanduhr ist vermutlich ein Chronograf und würde jeden Dieb erfreuen. Da ich jedoch kein Dieb bin, ist sie mir gleichgültig.« Er hatte

nie viel für solche Dinge übriggehabt.

Lettner neigte den Kopf. »Wer sind Sie dann?«

»Mein Name ist Harke Wendland. Ich bin geschäftlich hier.« Den Zielen stand die Wahrheit zu. Immerhin ging es um die letzten Momente ihres Lebens.

»Und was ist das für ein Geschäft?«

»Ich wurde beauftragt, Sie zu töten.«



Muskelspiele

Dima von Seelenburg

Kurz war mir so, als hätte ich über dem linken Auge meiner Mutter eine leichte Zuckung erkannt. Ein beachtenswertes Zeichen ihrer Ergriffenheit wäre das. Vielleicht sogar ein Wunder. Ich bin sicher, dass nach all den übertriebenen Botox-Behandlungen auch der letzte Muskel ihres Gesichts verkümmert ist. Aber diese regungslose, steinerne Maske steht ihr. Nicht in der Lage, die kleinste Emotion zu verraten, könnte sie niemand authentischer tragen als meine Mutter.

»Das soll allerdings nicht bedeuten, dass du hier künftig auftauchen kannst, wie es dir beliebt.« Dieser Satz klingt wieder mehr nach ihr, vertrauter als alles, was ich in der letzten Stunde zu hören bekam.

Nach langer, absoluter Funkstille fand in den letzten fünf Jahren jeglicher Kontakt ausschließlich über unsere Anwälte statt. Umso überraschter war ich, als sie mich in einem zwar sehr förmlichen, aber immerhin selbst geschriebenen Brief um eine private Unterredung bat. Nach den endlosen Erbstreitigkeiten wäre sie den Unfrieden leid und wolle sich endlich mit mir einigen, hieß es in dieser Mitteilung. Ich war skeptisch, schließlich ist sie weder für ihre Nachgiebigkeit noch für ihre Kompromissbereitschaft bekannt.

Nun höre ich verblüfft, dass sie mir fünfundzwanzig Prozent der Firmenanteile überschreiben möchte. Mein rechtmäßiges Erbe. Die Bedingung, mich aus allen geschäftlichen Entscheidungen herauszuhalten, akzeptiere ich gern. Dafür habe ich mich noch nie interessiert.

Meine Schwester deutet auf das Ölportrait meines vor fünf Jahren verstorbenen Vaters, das über dem Kamin hängt. »Wir tun das vor allem für ihn. Dad hat Familienstreitigkeiten nie gemocht«, sagt sie. Jedes Wort klingt einstudiert.

Meine Mutter nickt zustimmend, das kann sie gut, denn fürs Nicken braucht sie keine Gesichtsmuskulatur. Ich fühle, welche Überwindung dieses Gespräch beide kostet.

Vater hat in erster Linie Auseinandersetzungen mit dir gemieden! Das sage ich nicht laut, denke es nur, weil Schmerz und Enttäuschung zu

tief sitzen. Auch nach so vielen Jahren noch. Aus Angst vor meiner Mutter ließ er damals zu, dass ich aus dem Haus gejagt wurde, nachdem ich mutig verkündet hatte, meine Homosexualität nicht länger verstecken zu wollen.

Aber ich will nicht undankbar sein. Immerhin hat er mich während meines Studiums finanziell unterstützt und mir ein paar Jahre nach der Wende in Berlin eine Altbauwohnung gekauft, die mittlerweile ein kleines Vermögen wert ist. Außerdem haben wir zweimal pro Jahr telefoniert. Immer genau einen Tag nach seinem und einen Tag nach meinem Geburtstag. Bis zu seinem Tod. Von alledem wissen die beiden natürlich nichts.

»Einverstanden. Ich ziehe die Klage zurück, sobald wir alles schriftlich vereinbart haben.« Genug jetzt, nichts wie raus hier. Langsam kriecht mir die in diesem Haus herrschende Kälte in die Knochen. Beim Aufstehen bemerke ich, dass meine Schwester ihre Kette nicht um den Hals trägt. Ich bin erstaunt, dass es mir erst jetzt auffällt. Klar, auch sie habe ich seit achtzehn Jahren nicht mehr gesehen und Menschen verändern sich. Ohne das Kreuz aus Platin mit dem überdimensionalen Rubin in der Mitte, der das Blut Jesu symbolisieren soll, kommt sie mir unvollständig vor. Diesen Anhänger habe ich sogar noch mehr gehasst als seine Trägerin. Ein Fluch lag auf diesem Edelstein, der mich bedrohlich anfunkelte, ganz egal, in welchem Winkel ich zu meiner Schwester auch stand. Wahrscheinlich hatte sie ihn höchstpersönlich verhext. Sollte sie sich von ihrem fanatischen Katholizismus distanziert haben? Sicher nicht, das wären zu viele Wunder für einen Tag.

Ich hörte, dass sie schon häufiger die Gemeinde wechseln musste, weil immer weniger Gläubige ihre radikalen Ansichten mittrugen oder überhaupt nur duldeten. Soweit ich weiß, kostet sie das jedes Jahr eine ganze Stange Geld. Insbesondere, nachdem sie zu einer Bewährungsstrafe verurteilt wurde, als herausgekommen war, dass sie hinter den anonymen Drohungen gegen Abtreibungsärzte steckte. Einen ganzen Sommer lang beherrschte dieser Skandal die Titelblätter der Klatschpresse. Auf diesem Weg erfuhr ich auch von ihrer Verurteilung. Ihrer beruflichen Karriere im Vorstand unserer Firma tat dies jedoch keinerlei Abbruch. Jemand, der feige Morddrohungen verschickt, ist offenbar tragbar. Ein Mann, der andere Männer liebt, hingegen nicht. Wobei mir natürlich klar ist, dass hinter allem immer meine Mutter die treibende Kraft war. Der Ruf meines Vaters als hammerharter Verhandlungspartner in Geschäftsbeziehungen war

legendär. Meiner Mutter gegenüber hatte er jedoch weder Eier noch Arsch in der Hose. Sorry Dad, aber das musste mal gesagt werden.

»Ihn vermisse ich manchmal«, flüstere ich nun ebenfalls mit einem Blick auf das Gemälde.

Sofort saust der Kopf meiner Mutter herum. In dem Moment fällt mir auf, dass die Art, wie ich das Wörtchen ›ihn‹ betont habe, die Wirkung wenig gut getarnter Giftpfeile in Richtung meiner Gesprächspartnerinnen hat.

Erstaunlich, welch böse Blicke sie mit ihrem betonierten Gesicht abschießen kann. »Dann wäre das geklärt. Fahr vorsichtig.« Während sie wie in Zeitlupe ihr Champagnerglas abstellt, hallen ihre Worte bittersüß in meinen Ohren nach. Einer ihrer typischen Rausschmisse und ich bin mir nicht sicher, ob sie überhaupt bemerkt, wie unverschämt herablassend sie dabei klingt.

»Tschüss, Mutter.«

Sie deutet nicht einmal an, sich erheben zu wollen. Einen Handschlag zum Abschied erspare ich ihr – und mir.

Im Auto atme ich zunächst tief durch. Dann stelle ich das Radio auf maximale Lautstärke und schreie mir die Seele aus dem Leib, während ich mit durchdrehenden Reifen Kies in die Buchsbaumhecke schleudere. Im ersten Gang und mit laut aufheulendem Motor donnere ich aus der Einfahrt.

Eine riesige Last fällt von mir ab. Ich habe für den Rest meines Lebens finanziell ausgesorgt. Was aber viel wichtiger ist: Nach dieser Übereinkunft bin ich ab sofort, was die Firmenanteile angeht, meiner Schwester gleichgestellt. Und das, obwohl ich mit Männern ins Bett gehe. Süß schmeckt diese späte Genugtuung.

Es gibt Gerüchte, dass die Firma an einen chinesischen Konzern verkauft werden soll, und das ist natürlich nicht möglich, solange der Prozess um die Erbschaft läuft. Ich nehme an, dass dies der Grund für das plötzliche, großzügige Angebot ist. Soll mir recht sein. Mir liegt nichts an der Familientradition, am liebsten wäre es mir, die Chinesen würden meine Mutter und meine Schwester gleich mit kaufen. Denn auch wenn sie es als großen Akt der Versöhnung darstellen, ich kann ihnen nicht verzeihen, was sie mir angetan haben. Ganz besonders meiner Mutter nicht.

Mein Therapeut bescheinigte mir nach nur zwei Sitzungen: Ursache für meine Beziehungsunfähigkeit sei ganz eindeutig das gestörte

Verhältnis zu meiner Mutter. Ich hätte mir angewöhnt, mich an Strohhalme zu klammern, sobald ich die Chance sähe, Aufmerksamkeit und Zuwendung zu erfahren. Alle meine anderen Bedürfnisse würde ich gnadenlos unterordnen. Das hätte abschreckende Auswirkungen auf potenzielle Partner.

Nicht, dass ich nicht von allein darauf gekommen wäre. Mir war als Kind schon bewusst, dass ich kaum geliebt werde. Von meinem Vater vielleicht, ja. Aber ihn sah ich – wenn überhaupt – nur wenige Stunden die Woche. Meine Mutter war und ist zu derlei Gefühlen überhaupt nicht fähig. Obwohl ich es nie anders kennengelernt hatte, litt ich darunter und wusste, dass etwas Wichtiges in meinem Leben fehlte.

Ein lang zurückliegendes und prägendes Ereignis kommt mir in den Sinn: Ich war dreizehn Jahre alt, als es bei meiner Mutter während einer Brust-OP zu einem Herzstillstand kam. Um ein Haar wäre sie verreckt – mit perfekter Oberweite in Körbchengröße C. Ein Chauffeur brachte meine Schwester und mich von der Schule aus ins Krankenhaus. Ich vergoss keine einzige Träne, und an Mutters Bett stehend fühlte ich nichts als Kälte in mir. Sie war wieder bei Bewusstsein, konnte jedoch noch nicht reden. Der Arzt erklärte, dass Komplikationen während einer Vollnarkose selten, aber nie auszuschließen seien. Ich stellte mir vor, dass sie gestorben wäre, und fühlte ... nichts. Es hätte mir nicht das Geringste ausgemacht. Dies schockierte mich zutiefst. War Gefühlskälte etwa erblich? So wollte ich nicht sein, um nichts in der Welt. Ich wollte ein herzlicher Mensch sein. Jemand, der liebt und geliebt wird, jemand, der küsst und zwar andere Jungs. Das wusste ich schon mit dreizehn. Stattdessen fühlte ich mich wie ein Eisklotz, genauso, wie meine Mutter einer war, und so kalt wie meine Schwester, die mit ausdrucksloser Miene neben mir stand. Es hätte mich nicht gewundert, wenn sich trotz der hochsommerlichen Temperaturen Eisblumen an den Scheiben der Krankenhausfenster gebildet hätten. Diese Erkenntnis fand ich so schlimm, dass ich schließlich doch weinen musste. Natürlich interpretierten alle anderen meinen Gefühlsausbruch falsch und so kam es zum ersten und einzigen Mal zu einer herzlichen Berührung zwischen meiner Mutter und mir. Sie nahm meine Hand und drückte zu. Später, als ich ihr nach einer Auseinandersetzung um Liebe bettelnd genau von diesem Moment erzählte, stellte sie klar, dass sie mich damals aus dem Krankenbett heraus lediglich zum Schweigen bringen wollte, weil sie das elendige Wimmern nicht länger ertragen konnte.

Irritiert starre ich auf das Telefon. Bereits zum dritten Mal in dieser Woche ruft mich meine Schwester an. Langsam fange ich wirklich an zu glauben, dass sie ihren Bruder wiederhaben möchte. Natürlich traue ich dem Frieden nicht. Ich muss mich nur an ihren letzten Brief erinnern. Dieser Kontaktversuch liegt nun schon sicher zehn Jahre zurück. Ihre Kirchengemeinde hatte einen Flyer herausgebracht, in dem ein Besinnungsseminar für ›sexuell Fehlorientierte‹ beworben wurde. ›*Es gibt immer einen Weg zurück zum Richtigen. Du musst es nur wollen. Der Heilige Geist wird auch dir helfen*‹, hatte sie auf ein Blatt Papier geschrieben, das an den Flyer geheftet war. Keine Begrüßung, keine Frage nach meinem Befinden, keine Unterschrift. Aber immerhin Büttenpapier mit dem Familienwappen als Wasserzeichen, so viel war ich ihr dann doch noch wert.

Zugegeben, dies liegt weit in der Vergangenheit. Deshalb wage ich einen Schritt auf sie zu und erzähle ihr am Telefon, dass ich für eine Woche nach Mykonos in Urlaub fliege.

»Ah ja, da fahrt ihr ja immer hin«, erwidert sie knapp.

»Nein, es gibt kein Wir«, berichtige ich sie. »Ich reise allein.« Zu spät bemerke ich, dass sie mir mit dem Gebrauch des Plurals keine Partnerschaft unterstellt, sondern ganz allgemein uns Schwule, uns Triebgesteuerte und Todsünder meint.

Umso erstaunter bin ich, als sie mich während ihres nächsten Anrufs fragt, ob ich ihr das gebuchte Hotel auf dieser wunderschönen Insel empfehlen kann. Weiterhin erkundigt sie sich nach Namen, Preis und Lage. Es hätte mich nicht mehr gewundert, wenn sie den Termin für die nächste Gangbang-Party in der *Goldenen Rakete* erfragt hätte. Verstehe einer meine Schwester.

Kurz bin ich in Versuchung, mich nach dem Schicksal ihres wertvollen Kreuzanhängers zu erkundigen, verkneife es mir jedoch. Für derart Vertrauliches erscheint es mir noch zu früh und ich weiß gar nicht, ob ich solch ein Verhältnis mit ihr überhaupt will. Vielleicht ist sie ja pleite und musste ihrer Kirche eine hohe Summe spenden, um weiterhin ihre religiösen Hasstiraden halten zu dürfen. Allein der Rubin ist einen fünfstelligen Betrag wert, das weiß ich sicher. Kopfschüttelnd verwerfe ich meine Vermutung. Sie ist stellvertretende Geschäftsführerin, sitzt außerdem im Firmenvorstand und müsste somit nur in die Portokasse greifen.

An meinem zweiten Urlaubstag schicke ich sowohl meiner Mutter als

auch meiner Schwester ein Foto, geschossen von der Dachterrasse meiner Hotelsuite aus. Der Meerblick ist fantastisch und unzählige kleine, weiße Segelschiffe liegen in der Bucht. Ich lasse mich sogar zu einer Bildunterschrift hinreißen und schreibe: ›*Liebe Grüße aus dem Paradies*‹. Die beiden sollen sehen, dass auch ein schwuler Mann ein beneidenswertes Leben führen kann. Meine Schwester bedankt sich sogar für die Hotelempfehlung. Meine Mutter aber antwortet erst nach genau vierundzwanzig Stunden – oder in ihrer Zeitrechnung – nach drei Flaschen Veuve Clicquot: ›*Genieß ihn!*‹
Es liest sich wie ›*Erstick dran!*‹



Copacabana Palace

Jobst Mahrenholz

Ich schrecke hoch, ein Stechen im Unterleib, heiß, drängend, tief – vor allem tief! Ich reiße die Augen auf ...

Drückende Schwüle, das Laken auf meinem Körper durchgeschwitzt – ich bin allein.

Alles gut ...

Atmen.

Ich erhebe mich langsam. Unschlüssig stehe ich einen Moment nur so da, durchquere den Raum, ziehe den Stoff vor der klaffenden Betonöffnung beiseite und sehe in den Regen hinaus.

Langsam sammeln sich die Gedanken, der Traum verblasst ...

Seit Tagen ist das Wetter so schwer, die Luft bleiern. Daher die unruhigen Nächte. Normalerweise liegt Caique an meiner Seite, zusammengerollt wie ein Welp, eine Hand immer irgendwie an meinem Arm oder Bein, sein kleiner Hintern gegen mein Becken gepresst.

Heute kein Caique. Er muss von sich aus aufgestanden sein. Spielt vermutlich in den Katakomben des Untergeschosses mit seinem Freund Manuel. Wie meist.

Mein Geburtstag. Nicht, dass es wichtig ist – ich habe ihn einfach nur noch nicht vergessen – der 11. März. Ich bin nun siebzehn.

Dennoch ist es ein besonderer Tag. Neymar hat angekündigt, ein spezieller Kunde sei an mir interessiert. Sehr interessiert. Und er sei bereit, das Dreifache zu zahlen. Heute. Das Dreifache. An meinem Geburtstag. Das lässt mich lächeln.

Ich nehme das Laken, hänge es über die Leine, die unser Zimmer durchspannt, greife mir Seife und mache mich auf, den Regen zu nutzen.

Als ich die Decke beiseiteschiebe, die unser Zimmer vom Flur trennt, lehnt Feliz an der Wand gegenüber. Er lächelt verträumt. Jeden Morgen steht er da, gerahmt von blätternder Farbe. Er wartet auf mich, lächelt mich an und fragt: »Morgen Jamiro, wie geht's?«

Ich lächele zurück, nicke und antworte: »Lebe noch ...«

Ein Ritual zwischen uns. Dann heben wir unsere Hände, schlagen ein und ich gehe meiner Wege.

Habe mir diesen Satz angewöhnt, seit Lara nicht mehr bei uns ist. Sage ihn einmal täglich, nachdem ich aufgestanden bin und aus dem Betonloch geschaut habe: ›Lebe noch!‹

Lara ist unsere Mutter. Oder sie war es. Vermutlich das. Niemand weiß es so genau. Aber verlassen hätte sie uns nicht. Plötzlich war sie verschwunden.

Vor zwei Jahren ist das gewesen. Seitdem leben wir allein: Mercedes, Lisa, Caique und ich.

Feliz lebt nebenan mit Marta zusammen, seiner Mutter. *Sie* gibt es noch – und das ist gut so. Denn Feliz kommt nicht alleine klar. Feliz denkt nicht immer geradeaus. Er verschwindet ab und zu in eine eigene, stille Welt. In die der Sterne, vermute ich. Seit ihn Martas Ex halbtot geschlagen hat, ist er so. Marta existiere, um Feliz zu schützen, sagt sie immer. »Solange es mich gibt, werde ich für ihn kämpfen.« Sie klingt sehr entschlossen, wenn sie das sagt. Sie liebt Feliz. Uns beschützt sie auch etwas. Dennoch leben unsere Familien getrennt, auch wenn wir nebenan wohnen, Feliz wie ein zweiter Bruder für mich ist.

Ich bin es, der für meine Geschwister und mich Geld ranschafft, Essen und Wasser. Auch Kleidung und Schuhe wenn es sein muss, aber das ergibt sich meist irgendwie.

Im Treppenhaus ist es ruhig heute. Kein Geschrei, niemand, der meinen Weg kreuzt. Und auch draußen geht es. Der Gestank ist vom Regen etwas weggespült worden. Müll, Kot, Urin – das alles muss irgendwohin. Wir haben kein Wasser hier, das ankommt. Doch vor allem keines, das abfließt, was es noch komplizierter macht. Über tausend Menschen auf sechs Blöcke verteilt. Da kommt ne Menge an Scheiße und Pisse zusammen. Kann man sich ja denken.

Ich stelle mich auf eine kippelnde Steinplatte, seife mich ein und lasse den Regen machen. In meinem Job ist es gut, sauber zu sein. Es ist wichtig. Auch wenn die, die mich buchen, das von sich nicht immer behaupten können. Ich habe mich dran gewöhnt. Gestank und Dreck gehören im Copacabana Palace dazu. Ebenso wie Krankheiten, Gewalt und Drogen. Was willst du dagegen tun? Das letzte hilft gegen die anderen Übel. Bei mir ist es Cachaça. Meist reichen drei Schluck, um die Sinne zu betäuben. Er schießt mich ab, wenn ich will, und ich kann ihn mir leisten. Manchmal schmeckt er mir sogar. Einer im vierten

Block brennt ihn. Wenn ich ihm einen blase, bekomme ich das Zeug sogar umsonst. Er ist ein Kunde von Neymar, weiß also Bescheid. Einmal habe ich es getan. Mache ich aber nicht mehr. Er hat mir danach sein schmieriges Teil quer über mein Gesicht gezogen und mich angesehen, als sei ich der letzte Dreck. Er hat mir angewidert meine Flaschen über den Tisch geschoben und gesagt, dass ich mich zu verpissen habe. Dennoch kommt immer mal wieder das Angebot, wenn bei ihm der Druck zu hoch ist. Dann bin ich es, der ihn verächtlich anschaut. »Lass es dir bei Neymar besorgen«, empfehle ich ihm. »Aber sag vorher Bescheid, damit ich mir da meinen freien Tag nehme.«

Ich ziehe den Gummiband meiner Shorts nach vorne, seife meinen Schwanz ein, dann meinen Hintern, die Spalte dazwischen und beseitige den Schaum mit Wasser, welches sich bis dahin in einem Frisbee gesammelt hat. So mache ich es immer bei Regen. Es ist umständlich, aber es funktioniert. Intimsphäre gibt es nicht.

Diese Viertelstunde tut gut. Ich fühle mich sauber, als hätte ich die vergangene Nacht und die Träume darin einfach von mir gespült.

Auf meinem Rückweg kommt mir Caique entgegengerannt. Er lacht, seine Augen strahlen, während er mich spielerisch anrempelt. Sieht aus, als habe er Spaß. »Komm frühstücken«, rufe ich ihm hinterher. Ich höre noch ein fröhliches »Mach ich«, da ist er schon wieder weg. Vor Mittag werde ich ihn nicht zu sehen bekommen, und da sitzt er dann wahrscheinlich in Martas Küche und löffelt Feijoada. Im Treppenhaus riecht es danach.

Als ich unser Stockwerk erreiche, lehnt Feliz immer noch an seiner Wand. Er beobachtet mich, während ich den Gang entlangkomme.

»Du bist ganz nass«, bemerkt er. Sein Blick gleitet über meinen Körper, verharrt auf meinem Schritt. Sehrend. Ich weiß, dass er auf mich steht. In schwachen Momenten weiß ich auch, dass ich dafür verantwortlich bin. Doch darüber will ich nicht nachdenken.

Es ist nicht gut, dass das so ist mit dem Sehnen. Sogas behält man hier für sich. Er kann Ärger bekommen. Heftigen Ärger. Nicht nur er. Ehrlichkeit ist eines seiner Probleme. Nicht selten hat er dafür Schläge kassiert. Nur der Respekt vor Marta sorgt dafür, dass Feliz überhaupt noch bei uns lebt. Er wäre längst rausgeflogen – vielleicht auch einfach verschwunden wie Lara.

Der siebte Januar.

Ich kam von Block eins, kam von Neymar. Todmüde. Einen wunden Arsch und schmerzende Knie vom ewigen Gehocke – da sah ich Feliz. Feliz lehnte verloren in einer Beton-Nische zwischen Dreck und Schutt, das Gesicht gen Himmel gerichtet, den Sternen zugewandt. Ein paar Arschlöcher hatten Spaß mit ihm. Sie bewarfen ihn mit Müll, lachten verletzend. Ich ignorierte das, ging langsam an ihnen vorbei, breitete die Arme aus, ohne nennenswerte Regung, schirmte Feliz ab, trat auf ihn zu wie ein Schutzschild.

»Hey, Feliz«, sagte ich leise. Ich erkannte, dass er ›bei sich‹ war.

Vorsichtig strich ich über seine linke Schulter, entfernte etwas Avocadoschale, versuchte, ihn zu erreichen.

Feliz nach oben zu bringen, war mein Ziel, ihn in Sicherheit zu wissen im zweiten Stock, seinen Sternen ein Stück näher.

»Kommst du mit?«, fragte ich sanft.

Um uns herum war es still geworden. Die Idioten hatten ihr Interesse verloren.

Einfach nur Stille.

Feliz betrachtete unberührt sein Universum.

Beneidenswert ...

Er ist einsam, wusste ich. So einsam man nur sein kann. Feliz hatte wirklich niemanden. Keine Freunde, nur Marta. Vielleicht mich.

Ein einsamer Junge. Einer, der nur Gewalt kennengelernt hat. Immer wieder Gewalt.

Feliz senkte seinen Kopf, legte ihn auf meine Schulter. Sanft. Ganz fern war sein Blick. Und doch vertraut. Tränenverhangen, aber nicht in unserer Welt. All das kannte ich nun schon so gut. Es machte mir keine Angst, gehörte zu ihm. Es war – *besonders*.

Ich strich durch sein langes Haar.

Einsam ...

Eigentlich ist er schön, fiel mir auf. Wirklich schön. Diese riesigen, klaren Augen, seine eigenartig farblosen Lippen, der akkurate Bartschatten, um den er sich schon jetzt jeden Tag kümmern musste. Gerade mal sechzehn war er da, wie ich.

»Hallo Hübscher«, flüsterte ich zart, immer noch gefangen im Modus des Gefallenmüssens nach dieser Nacht.

In Gedanken ... einsamen ...

Ich nahm sein Gesicht in meine Hände, betrachtete es ...

Schaute ihn an ...

Sah ihn ...

Nahm ihn wahr ...

Er befand sich ... im ... sah mich nicht ...
Als ich ihn küsste, stand die Zeit still.
Sein Schwanz – er zuckte an meinem Schenkel.
Lächeln musste ich da ...
Ich zog ihn tiefer in den Schatten.
Unseren Schatten für diesen Moment.



Wunschlos verliebt

T. A. Wegberg

Hätte ich es darauf angelegt, meine Spuren zu verwischen, ich hätte es nicht geschickter anstellen können. Tatsächlich war meine Tarnung so perfekt, dass ich selbst fast achtzehn Jahre brauchte, bis ich dahinterkam, was mit mir los war.

Meine erste große Liebe war ein Austauschschüler aus Schottland, der in unserem Kindergarten ein Praktikum machte. Gordon trug Pullunder mit V-Ausschnitt, hatte einen ordentlichen Scheitel und einen lustigen Akzent. Ich liebte ihn mit all der Hingabe, zu der ein Vierjähriger fähig ist. Und er war der erste Mensch außerhalb meiner Familie, der mich als eigenständige Persönlichkeit wahrnahm und schätzte.

Es mag ihn gerührt haben, dass ich der Kleinste und Schüchternste in meiner Gruppe war. Vielleicht verband uns auch die Schwierigkeit, Wörter wie Buch, Drachen und Koch auszusprechen. Jedenfalls gibt es ein Foto aus dieser Zeit, das mich vor Liebe glühend auf seinem Schoß zeigt, während die anderen vier Knirpse am Tisch ihre Löffel ohne erwachsene Hilfe in den Kartoffelbrei bohren müssen.

Ich gab Gordon die zärtlichsten Kosenamen, die meinem damaligen Wortschatz zur Verfügung standen.

Mein Gummibärchen.

Mein Schokopudding.

Mein Honigbrötchen.

Wie Gordon mich nannte, weiß ich nicht mehr. Vermutlich David wie alle anderen.

Vielleicht aber auch Davy Bear.

Oder Honey Bunny.

Oder Pumpkin.

Unser Glück kann nicht von langer Dauer gewesen sein, denn die Schülerpraktikanten arbeiteten immer nur zwei Wochen in der Kita. An unseren Abschied und den damit verbundenen Schmerz kann ich mich nicht erinnern. Nur an die erste Erfahrung des hingebungsvollen Verliebtseins ohne jegliche Aussicht oder auch nur Hoffnung auf

Erfüllung.

Mit einer vollständigen Liste der Menschen, für die ich im Laufe meines Lebens geschwärmt habe, ließen sich sicher hundert Seiten füllen. Anfangs erzählte ich meinen Eltern noch davon, denn ich war jedes Mal vollkommen von meinen Emotionen überwältigt, konnte an nichts anderes denken und über nichts anderes reden. Weder sie noch meine Großeltern nahmen Anstoß daran, dass es immer Jungs waren. Meine Mutter war in einer Kommune zur Welt gekommen, in der neun Personen jeglicher Geschlechtszugehörigkeit wechselnde erotische Experimente durchführten. Mein Vater war während der Theatertourneen seiner Eltern von einem lesbischen Paar betreut worden.

Allerdings nahmen sie meine Verliebtheiten auch nicht besonders ernst und schienen von meinen ausführlichen Berichten schnell gelangweilt zu sein. Im Nachhinein kann ich ihnen das nicht übelnehmen. Die Objekte meiner Obsessionen wechselten alle paar Wochen, während die Symptome – Konzentrationsschwäche, grundloses Lächeln, häufiges Seufzen und mit Herzchen vollgekritzelte Schulhefte – immer dieselben blieben. Aber damals verletzte mich ihre mangelnde Anteilnahme ein bisschen.

Ich lernte eine wichtige Lektion: Eltern wollen und müssen nicht alles wissen.

Mit zehn, kurz nach meinem Wechsel aufs Gymnasium, fand ich in Nora eine neue Bezugsperson, die im Vergleich zu meinen Familienangehörigen mehrere Vorteile hatte.

- Sie nahm mich ernst, immer wieder aufs Neue und sogar dann, wenn ich auf mehrere Jungs gleichzeitig stand.
- Sie begleitete mich zum Fußballplatz, in die Schulcafeteria, zur Halloween-Party und überallhin, wo ich meine Beute bei ihrem natürlichen Verhalten in freier Wildbahn beobachten konnte, ohne von ihr bemerkt zu werden.
- Sie guckte sich mit mir sämtliche Filme an, in denen Robert Pattinson, Marlon Brando, Keanu Reeves, Heath Ledger oder irgendeiner meiner anderen aktuellen Favoriten mitspielte, und machte niemals auch nur eine einzige abfällige Bemerkung darüber. Es störte sie nicht mal, dass einige von ihnen schon tot waren.
- Sie spann mit mir endlose und verwickelte Storys aus, in denen meine jeweilige große Liebe auf einer einsamen Insel strandete, von Außerirdischen entführt wurde, zwischen die Fronten der

Mafia geriet oder Tanzbären aus einem Wanderzirkus befreite.

- Sie war genau wie ich ständig in irgendjemanden verknallt.

Dieser letzte Punkt war von Vorteil, denn er lieferte zusätzliches Figurenmateriale für unsere Geschichten. In einer davon überquerten Maurice aus der 9 b und Justin Bieber gemeinsam den Amazonas und wurden von unserem Englischlehrer Herrn Schubert vor dem Ertrinken gerettet. Am Ende musste Justin wegen eines Krokodilbisses ins Krankenhaus, wo Schwester Nora seine blutende Wunde verband und er sich augenblicklich in sie verliebte.

Ich selbst kam in den Geschichten nicht vor.

Heute weiß ich, dass es von Anfang an deutliche Signale gab. Eins davon zieht sich, wenn man weiß, worauf man achten muss, wie ein Tapetenmuster durch meine gesamte Verliebtheitshistorie: Nichts entfachte meine Leidenschaft so sehr wie die Unerreichbarkeit des anderen. Die tiefsten Gefühle hatte ich nicht für die Jungs aus unserer Schule, für meinen Klavierlehrer oder für Noras ziemlich gut aussehenden älteren Bruder, sondern für Schauspieler, Popstars, Comicfiguren und sogar für Romanhelden.

Das war bei Nora anders. Sie ging die Sache etwas pragmatischer an, und deshalb wurde sie auch bereits mit zwölf zum ersten Mal geküsst – beim Wandertag, von Elias aus der Parallelklasse. Ich ließ mir in allen Einzelheiten davon erzählen und versuchte, mir vorzustellen, wie eine fremde Zunge sich in meinen Mund schob. Genauer gesagt versuchte ich mir vorzustellen, warum man sich *wünschen* sollte, dass so etwas passierte. Nora sagte, es hätte am ganzen Körper herrlich gekribbelt. So ein Gefühl hatte ich auch, wenn ich mich in ein heißes Schaumbad sinken ließ. Aber dass die Berührung mit Speichel, Schleimhaut und Zahnsparungen anderer Leute es bei mir auslösen würde, hielt ich für unwahrscheinlich.

Als wir älter wurden, gingen wir einmal im Monat zur Schülerdisco. Ich war zufrieden damit, am Rand zu sitzen, die Tanzenden zu beobachten und meinen jeweiligen Liebling des Abends mit Blicken zu verschlingen. Nora dagegen suchte offensiv die Nähe ihres Schwarms, lächelte ihm zu, wenn er sie ansah, hüpfte und schwitzte und strahlte. Manchmal sprach er sie dann tatsächlich an, berührte sie beim Tanzen flüchtig an der Schulter oder legte ihr sogar beim nächsten langsamen Song die Hände um die Taille, während die beiden ungeschickt einen gemeinsamen Rhythmus herbeizuwackeln versuchten.

Ich hielt mein Unbehagen in diesen Momenten für Eifersucht. Immerhin war Nora meine beste Freundin, und dass ich keine

Knutschtänze mit ihr machen wollte, hieß noch lange nicht, dass ich sie zu teilen bereit war. Was uns verband, würde keinen dieser Zehntklässler mit ihrem Oberlippenflaum, ihren zu langen Armen und ihren pickligen Wangen jemals einbeziehen.

Dann hatte Nora einen festen Freund. Anthony war fünfzehn, spielte Eishockey und hatte einen Cousin, den Nora ebenfalls heiß fand, der sie aber komplett ignorierte. Nach zwei Wochen durfte Anthony ihre Brüste anfassen. Nach vier Wochen steckte er ihr die Hand in die Jeans und nach fünf Wochen in den Schlüpf. Und auch Nora ließ ihrer Neugier freien Lauf. »Sperma sieht ja aus wie Rotz«, sagte sie etwas ernüchtert. »Ich weiß nicht, ob ich das runterschlucken könnte.«

Ich zuckte nur die Achseln und schwieg. Es war nicht ganz einfach, diese inneren Bilder wieder wegzubekommen.

Warum die Sache zu Ende ging, wusste niemand so genau, auch nicht die Betroffenen. Nora sagte, Anthony hätte sie gelangweilt, weil er entweder fummeln wollte oder über Sport sprach. Am nächsten Discowochenende knutschte er auf der Tanzfläche mit Hella, und Nora saß die ganze Zeit neben mir und lächelte dem hübschen, aber schüchternen Niki zu. Es war, als hätte sie nie einen Freund gehabt. Sie erwähnte ihn nicht einmal mehr.

Am Wochenende übernachtete Nora oft bei uns. Wenn ich nach unseren Fernsehessen zum Schlafen in mein Zimmer ging, kuschelte sie sich mit dem alten Campingschlafsack meiner Mutter auf die Wohnzimmercouch. So war es auch an diesem Samstagabend im Juli, rund zwei Monate nach dem Ende der Anthony-Ära. Nur dass sich diesmal kurz nach dem Lichtlöschen meine Zimmertür öffnete und Nora lautlos hereinglitt.

Sie krabbelte in mein Bett, schlüpfte unter meine Decke und presste sich gegen meinen Rücken. Ich verfiel in eine Art Totstellreflex, aber mein Herz hämmerte. Noras Brüste waren deutlich auf Höhe meiner Schulterblätter zu spüren. Sie legte einen Arm um mich, so dass ihre Hand auf meinem Bauch ruhte. Einige Minuten vergingen, in denen ich mich bemühte, möglichst gleichmäßig zu atmen, als könne ich ihr vormachen, dass ich schlief. Dann bewegten sich Noras Fingerringe zentimeterweise südwärts.

Ich fand Nora hübsch, sie roch gut, ihre Haut war warm und weich, ihr Atem streifte wie ein Streicheln über meine Schulter. Ich liebte sie.

So wie man eine Schwester liebt.

Mein gesamter Körper war angespannt und steif, mit Ausnahme der zehn Zentimeter, die Nora gerade untersuchte. Mir war deutlich

bewusst, dass sämtliche Vierzehnjährigen auf dieser Welt von einer solchen Situation träumten, wie ich sie gerade erlebte, die meisten davon mehrmals täglich. Ebenso klar war mir, dass ich diese Chance nie wieder bekommen würde. Ich brauchte mich jetzt nur umzudrehen und Nora in die Arme zu nehmen, dann konnte ich vom Kind zum Mann werden. Wir waren so gut befreundet, dass es nicht einmal schlimm wäre, wenn es nicht gleich klappte. Das würden wir mit viel Gekicher überspielen und einen neuen Anlauf nehmen.

Stattdessen lag ich bewegungslos da, schwitzend und starr und einer Erwartung ausgesetzt, die ich nicht erfüllen konnte. Das war das Schlimmste daran: dass ich meine beste Freundin enttäuschte. Natürlich wusste Nora, dass ich schwul war, doch ich ahnte schon damals, dass meine Reaktion keine andere gewesen wäre, wenn an ihrer Stelle Zac Efron meinen Penis betastet hätte.



Die Süße des Kusses

Elisa Schwarz

1989

Die durch die Witterung verzogene und einst moosgrüne Tür quietschte an diesem Freitagabend zum wiederholten Mal. Ließ eisige Kälte und schneidenden Wind sowie den Lärm des auf das Straßenpflaster prasselnden Herbstregens in den Gastraum ein. Im Austausch lichtete sich der dichte Zigarettenqualm und frische Luft wehte Cedric um die Nase, die er gierig einsog und bei dieser Gelegenheit den Blick auf das Treiben an den umstehenden Tischen lenkte. Er fühlte sich wohl inmitten dieser Männerwelt. Die meisten von ihnen kannte er vom Sehen, aber ihre Namen waren ihm nicht geläufig. Dafür war er zu zurückhaltend.

Der Pub war ein beliebter Ort zum Verweilen für Menschen wie ihn: Homosexuelle. Kein offizieller Treffpunkt, aber ein geduldeter. Der Besitzer war herrlich lebendig in seiner Art und mochte jeden der Stammgäste. Mit Gesten und Gesprächen brachte er dies fortwährend zum Ausdruck, wodurch die unscheinbare, am Rand des Dorfes gelegene Kneipe zum Magnet wurde. Ein Geheimtipp, mitunter auch ein Versteck, obwohl Seinesgleichen in der Regel nichts zu befürchten hatten. Trotz gesetzlichem Verbot zur gleichgeschlechtlichen Liebe. Präziser ausgedrückt: dem Verbot gleichgeschlechtlicher, sexueller Kontakte zwischen Männern. Die Aktivisten der Lesben- und Schwulenbewegung kämpften seit Jahren erfolgreich um ihre Rechte. Ihnen war es auch zu verdanken, dass sie sich hier weitestgehend angstfrei treffen konnten.

Obwohl das Gesetz der gelebten Realität hinterherhinkte und die Gefahr nicht gegeben war, auf der Straße eingesammelt zu werden, wenn man die Liebe zum selben Geschlecht offen zur Schau trug, war Cedric ein äußerst vorsichtiger Mensch, stets darum bemüht, nicht aufzufallen. Männer gab es in seinem Leben nicht. Aber an Abenden wie diesen, wenn viele Künstler aus dem Umkreis den Pub wegen des Künstlerstammtischs aufsuchten, ließ er die Fantasie schweifen. Natürlich war das kein Trost, vor allem kein Ersatz, um die

tiefgreifende Sehnsucht nach körperlicher Nähe zu befriedigen, aber er hatte ein ausgezeichnetes Gedächtnis. Gesichter vergaß er nie. In kalten, langen und hoffnungslos einsamen Nächten versuchte er sich an sie zu erinnern. Manchmal gelang es ihm.

Er war zufrieden, solange er in Frieden leben durfte.

Den Mantelkragen hoch in den Nacken geschlagen, die rot gefrorenen Finger dicht vor den Mund gepresst, eine Filzkappe tief ins Gesicht gezogen, stand plötzlich ein Fremder mitten unter ihnen und kurzzeitig verstummten alle Gespräche, sodass das Tosen von draußen bis in den Wirtsraum drang. Tropfnass blickte der Mann sich um, Cedric konnte nicht wegschauen. Er musterte die durch den dicken Mantel breit wirkenden Schultern, anschließend wanderte sein Blick weiter über das Äußere des Mannes, hoch zum Gesicht. Dunkle Haare lugten unter der Kappe hervor und blitzende, schwarz wirkende Augen suchten die übertoll belegten Tische nach einer Sitzgelegenheit ab. Wie gebannt starrte Cedric auf die zu einem schmalen Strich zusammengepressten Lippen und die mit dunklen Stoppeln bedeckten, offenbar seit Tagen nicht rasierten Wangen.

Cedrics Hände zuckten unwillkürlich und er presste sie noch fester auf den Stapel Papier vor sich, der wegen des Durchzugs beinahe weggeweht worden wäre. Unzählige Worte hatte er niedergeschrieben. Die seit Jahren im Kopf herumgeisternde Romanidee zu Papier gebracht. Nicht auszudenken, wenn die Windböe die Seiten durcheinandergewirbelt, sie aus der Tür herausgetragen und auf der überschwemmten Gasse aufgeweicht hätte.

Der Blick des Fremden ruhte auf ihm. Wie hypnotisiert rückte Cedric an die Außenkante der begehrtesten Bank im Pub: die vor dem wärmenden Ofen. Der Fremde sah es sofort. Anklagend hallten dessen Schritte durch den Raum, als wollten sie eine Botschaft aussenden: Endlich angekommen! Endlich habe ich dich gefunden! Wo hast du bloß all die Jahre gesteckt?

Mit durchgedrückten Schultern blieb der Mann vor ihm stehen. Cedric nahm nur am Rande wahr, wie der Lärmpegel im Pub anstieg, die Gäste ihre Gespräche wieder aufnahmen.

»Guten Abend. Darf ich mich zu dir setzen?« Die leicht rauchige Stimme ging ihm unter die Haut. »Wie es aussieht, hast du den besten Platz im Pub.«

»Und zufällig ist neben mir noch frei.« Unwillkürlich musste Cedric lächeln. »Außerdem ist es der einzige Platz, an dem du halbwegs trocknen und dich aufwärmen kannst.«

Er deutete ihm, sich zu setzen. Schwarzes, durch die Nässe gewelltes Haar kam zum Vorschein, nachdem der Mann die Kappe abgenommen hatte. Mit den Fingern durchkämmte er die Strähnen. Cedric hielt die Luft an. Er war ... fraglos attraktiv. Obwohl er müde wirkte, kam er ihm auf eine sonderbare Weise aufgeweckt vor. Die markanten Gesichtszüge zogen ihn in den Bann: Ein Gesicht zum Anfassen. Augen zum Verlieben und ein Mund zum Küssen. Stoff für viele einsame Nächte. War dem Mann klar, wo er sich hier befand?

Dieser seufzte bei der wohligen Wärme auf, die in seinem Rücken von dem gemauerten Kamin abstrahlte. Der reine, frische Duft von Regen hüllte Cedric ein und er verbot sich, die Augen zu schließen, sich fort zu träumen. Eine leicht würzige Note überdeckte den sagenhaften Frischeduft, als der Mann den Mantel auszog und beiseitelegte. Ein feines Lächeln umspielte die Mundwinkel, erreichte die dunklen, wundervollen Augen.

»André«, stellte er sich vor und hielt die Hand zur Begrüßung hin.
»Danke, dass ich mich zu dir setzen durfte. Ich möchte mich gern mit einem Drink revanchieren. Wie heißt du?«

Cedric blinzelte, nahm zurückhaltend die dargebotene Hand in seine.
»Cedric.« Seine Stimme war kläglich. »Danke für das Angebot, aber ich habe noch zu Trinken.«

André legte den Kopf leicht schräg, seine Mundwinkel bogen sich nach oben. »Ein schöner Name. Cedric.« Langsam rollte er ihn auf der Zunge. »Ich halte die Einladung dennoch aufrecht. Wie es der Zufall so will, habe ich Zeit und du bist hoffentlich noch nicht bei deinem letzten Drink. Bleib noch ein wenig, ich möchte mich gern mit dir unterhalten.«

Cedric schluckte. Niemals zuvor hatte er in diesem Pub Gesellschaft genossen. »Ich bin jeden Freitagabend hier und harre aus, bis wir hinausgekehrt werden.«

»Dann haben wir noch ein paar Stunden, um uns kennenzulernen. Ich freue mich. Cedric.« Gleich darauf deutete André auf den Stapel Papier.

»Du schreibst?«

»Ja, ich versuche es.«

»Darf ich fragen, was? Journalismus? Reiseberichte? Dokumentationen? Belletristik?«

»Letzteres.« Sein Hals war wie zugeschnürt. »Vor drei Monaten habe ich die Zusage der Daily Press bekommen, dass sie meinen Roman kapitelweise abdrucken wollen.«

»Wow! Das ist ja fantastisch.« Andrés Augen funkelten. Der Mann

strahlte etwas aus, das sein Herz zum Stolpern brachte. Ja, André wusste definitiv, wo er sich hier befand. Von Minute zu Minute wirkte er selbstsicherer auf ihn.

»Ich bin auf der Durchreise«, plauderte André weiter und nahm Cedric die Unsicherheit. »Das Wetter spielt mir allerdings einen Streich. Heute ist mein Auto liegen geblieben und ich befürchte, ich werde einige Zeit hier festsitzen. Eigentlich wollte ich mir weiter nördlich freies Weideland ansehen, da meine derzeitige Pacht bald ausläuft. Nun hänge ich hier fest. Ein schöner Zufall. Vielleicht war es aber auch Schicksal?«

Cedric spürte das sanfte Streicheln des Daumens über seinen Handrücken und ihm wurde bewusst, dass sie einander immer noch festhielten. Betont langsam löste er seine Finger aus Andrés. Sein Herz klopfte hart und er befürchtete, sein Nebenmann könnte es hören. Im gleichen Moment schalt er sich einen Dummkopf und horchte in sich hinein. Keine Frage, sein Blut rauschte wie ein ganzer Gebirgsbach ins Tal: munter, unaufhaltsam, hell und klar. Hoffnung transportierend.

»Erzähl mir von deiner Geschichte«, bat André, nachdem er einen heißen Tee getrunken und es sich gemütlicher gemacht, die Beine ausgestreckt hatte. Lange, kräftige Beine. Passend zum Rest seines Körpers. Gekleidet in verwaschene Bluejeans, die wie angegossen saßen. Einmal mehr wanderte Cedrics Blick an Andrés Statur entlang. Er schluckte trocken und sah auf, direkt in diese unergründlichen, dunklen Augen, die – so kam es ihm vor – die gleiche Sehnsucht ausstrahlten, wie sie auch in ihm innewohnte. Ohne eine Antwort abzuwarten, griff André nach dem obersten Blatt und las, bis er am Ende der Seite ankam. Grübchen bildeten sich auf seinen Wangen, er schmunzelte und hielt ihm das nächste Blatt entgegen. »Lies es mir vor, bitte. Ich möchte deiner Stimme lauschen und wissen, wie es weitergeht.«

Cedric drängte die aufkommende Panik zurück und räusperte sich, las André von der tief erschütterten Romanfigur vor, die sich in dieser Szene in den Freitod stürzte. Von Leid getrieben, die Liebe seines Lebens verloren. Dass es eine verbotene Liebe, eine langjährige, geheim gelebte war, würde für immer unausgesprochen bleiben, der Leser würde es zwischen den Zeilen herausfinden müssen. Cedric hatte es aus dem Helden nicht herauskitzeln können. Wie sollte er auch – Gefühlen solcher Art nachzugeben, war verpönt.

Am Ende der Szene angekommen, atmete er erleichtert durch und blickte mit zittrigen Fingern zu André auf. Hatte er den wahren Grund

des Suizids erkannt? In seiner Mimik konnte er nichts lesen. Allerdings waren sie Teil dieser Pubgesellschaft – was machte er sich vor?

André angelte nach dem Füller, nahm sich ein unbeschriebenes Blatt und begann mit ruhigen Strichen zu zeichnen: sie beide, vor dem Ofen sitzend. Die Wärme flimmerte wie bewegte Luft über ihren Köpfen. André mit seinem Kunstwerk vor sich, Cedric mit einem nie dagewesenen Glanz in den Augen, den Kopf leicht zu André geneigt. Auf der Skizze berührten sie sich: mit den Knien, den Unterarmen, vor allem aber mit ihren Blicken.

»Ich kann deinen Helden verstehen«, merkte André leise an und fasste zaghaft seine Hand. »Wer so schmerzlich vermisst, weil er so intensiv geliebt hat ...«



Traummann

Chris P. Rolls

Für J.

Drei Uhr nachts.

Vielleicht noch später. Oder früher. Ich habe nicht auf die Uhr geschaut. Nur seinen Atemzügen gelauscht. Ruhig und gleichmäßig, kleine schnarchende Geräusche mischen sich hinein. Er schläft tief und fest. Der Mund leicht geöffnet, die Wange tief ins Kissen gedrückt, die Haare verwuschelt.

Schon oft habe ich ihn beim Schlafen beobachtet. Ich mag es, ihm zuzuhören, zu wissen, wie entspannt er neben mir liegt. Wie vertrauensvoll.

Ob er wohl weiß, wie oft ich nachts wach liege? Manchmal holen mich die Dinge ein, von denen ich ihm nie etwas erzählt habe.

Das wird sich ändern. Heute. In ein paar Stunden.

Und genau deswegen sitze ich jetzt hier am Fenster unseres Wohnzimmers in der kleinen Dachwohnung, starre in die Dunkelheit hinaus und schreibe diesen Brief. Ich will ihn so hinlegen, dass er ihn gleich beim Aufstehen findet.

Seufzend starre ich auf das Blatt Papier. Es ist schwerer als gedacht, in Worte zu fassen, was in meinem Kopf, sorgfältig in mentale Kisten verschlossen, eingelagert ist. Die Verdrängung hat gut funktioniert, ich habe meinen Weg gefunden, damit umzugehen.

Ich hasse es. Es ist wie der Schatten eines Albtraums, der immer am Rande des Bewusstseins herumlungert. Erst wenn ich es ins Licht zerre, wird es endgültig verblassen können. Hoffe ich.

Im Prinzip wollte ich das hier schon längst tun, allerdings fehlte mir die Gelegenheit, der passende Moment. Vielleicht auch der Mut. Latente Furcht, sie begleitet mich schon mein Leben lang. Aber wenn ich eine Entscheidung getroffen habe, dann ziehe ich es durch.

So wie damals.

Mit achtzehn Jahren glaubte ich, dem Albtraum zu entkommen. Naiv gedacht, jung und unerfahren wie ich war. Wenn ich den einen

Albtraum verlassen hatte, dann nur, um in den zu rutschen, den ich mir größtenteils selbst geschaffen hatte.

Achtzehn weitere Jahre sind seither vergangen und endlich ist es so weit, dass ich meinen Traum leben, die alten Albträume hinter mir lassen kann. Wegen ihm. Durch ihn. Meinen Patrick.

Zwei Jahre kennen wir uns schon. Ein zufälliges Treffen in der Bar. Ich trank ein Bier zum Feierabend, er spielte Dart. Patrick war so herrlich ehrgeizig, wollte mir unbedingt imponieren und das hat er auch geschafft. Was für ein schöner Abend das war. Wir haben gespielt, getrunken, uns unterhalten und gleich neu verabredet.

Nach all dem Mist, den ich hinter mir hatte, wollte ich nicht recht glauben, wie einfach es war, wie gut wir harmonierten. Eine echte, dauerhafte Beziehung war etwas, das ich mir nicht recht vorstellen konnte.

Bis es einfach funktionierte.

Vielleicht ist das ein guter Anfang für den Brief. Es zu schreiben, wird mir weit leichter fallen, als es ihm direkt zu sagen. Ich war nie gut darin, meine Gefühle preiszugeben.

Lieber Patrick,

du wunderst dich sicher, warum ich dir diesen Brief hingelegt habe. Heute, ausgerechnet an diesem Tag. Unserem Tag.

Vielleicht ist es nicht der richtige Zeitpunkt. Aber wann ist der schon? Irgendwann musste es passieren.

Zwei Jahre sind wir jetzt zusammen. Wundervolle Jahre, von denen ich jeden Tag genossen habe.

Weißt du, dass ich dich erst für einen dieser typischen Angeber hielt? Damals, in der Bar, als du mir jedes Mal einen Blick zuwarfst, ehe du den Pfeil zielsicher in die Mitte der Scheibe platziertest. Du warst eigentlich nicht einmal mein Typ und ich ganz sicher nicht auf der Suche. Dennoch habe ich die Herausforderung angenommen, um ein Bier zu spielen. Ich habe nichts erwartet, ich war ziemlich desillusioniert. Eine Beziehung? Liebe? Treue und Vertrauen? Das passierte immer nur anderen, nie mir.

Aber nicht nur deine Pfeile trafen zielsicher. An diesem Abend hast du auch mein Herz erwischt, irgendeine Lücke in dem Panzer gefunden, den ich drumherum aufgebaut hatte.

Oh, ich wollte es eine ganze Weile nicht wahrhaben, war viel zu misstrauisch. Ich habe es dir ziemlich schwer gemacht, nicht wahr? Erschien ich dir launisch oder kompliziert? Ich glaube, jeder andere

hätte aufgegeben. Du nicht. Hartnäckig kannst du sein. Eine deiner Stärken, die ich so liebe.

Warum ich es dir so schwer gemacht habe? Warum ich nur Stück für Stück etwas von mir preisgeben konnte? Warum ich dir so lange nicht voll vertrauen konnte, dich ewig nicht zu nahe an mich herankommen lassen wollte?

Du weißt es nicht.

Du weißt nicht, warum ich nicht gerne über meine Eltern spreche.

Du weißt nicht, wie meine Kindheit war.

Du weißt nicht, warum ich mein Elternhaus mit achtzehn verlassen habe.

Du weißt nicht, was danach passiert ist.

Du weißt nicht, warum ich lange nicht mit dir zusammenziehen wollte.

Du weißt nicht, warum ich mich noch immer damit schwertue, wenn ich beim Sex passiv sein soll.

Du hast nicht gefragt, nicht gedrängt, nie auf einer Erklärung bestanden. Du hast es einfach akzeptiert. Du hast mich geliebt, ohne all dies zu wissen.

Und dafür danke ich dir.

Dafür und für all jene vielen Momente, in denen du mich einfach so genommen hast, wie ich bin. Nie hast du mich erpresst, nie zu tief gebohrt, wenn ich mich verschloss, wenn ich einfach Zeit brauchte.

Du glaubst gar nicht, wie gut du mir getan hast. Was du für mich bedeutest.

Ich weiß es.

Du weißt, dass ich auf der Straße gelebt habe.

Du weißt, dass ich Drogen genommen habe, meine Arme noch immer Einstichnarben haben.

Du weißt, dass ich auf Entzug war, es ein harter Weg war und ich jetzt absolut clean bin.

Du weißt, dass ich den Kontakt zu meinen Eltern abgebrochen habe.

Du weißt es, weil ich es dir nach und nach erzählt habe.

Du weißt vieles und doch viel zu wenig von mir.

Nichts davon hat dich erschreckt, du hast mich umarmt, wenn ich dir etwas erzählt habe.

»Ich liebe dich dennoch«, hast du dazu gesagt. »Egal, was war oder ist. Ich liebe dich.«

Patrick, deine Liebe ist das Wertvollste, das Kostbarste, das mir je geschenkt wurde und heute, an unserem Tag, dem Tag, an dem wir Ringe tauschen, Mann und Mann werden wollen, ist der Zeitpunkt, dir

alles zu erzählen.

Was du nicht von mir weißt:

Ich war achtzehn, als ich mit einem Rucksack, einer Sporttasche, meinem Handy und dem Laptop morgens am Frühstückstisch meiner Eltern erschien. Da standen Kerzen, ein paar Geschenke und ein kleiner Kuchen, den meine Mutter spät abends für mich gebacken hatte. Mein Vater wollte extra später zur Arbeit fahren, um mir noch zu gratulieren. Tage vorher hat er davon gesprochen, dass er ein besonderes Geschenk für mich hätte. Ich habe nie erfahren, was es gewesen ist.

Ich war volljährig. Endlich. Achtzehn Jahre.

Die letzten zwei davon waren nichts weiter als ein Albtraum gewesen. Wie kann ich dir das Gefühl beschreiben, als meine ganze Welt zusammenbrach? Wenn die Menschen, denen du bisher vertraut hast, die du geliebt hast und von denen du dachtest, sie lieben dich wie du bist, sich als Monster erweisen?

Du weißt, wie es ist, sich zu outen. Du hast mir erzählt, wie es bei deinen Eltern gelaufen ist. Nicht einfach, und sie haben Zeit gebraucht, es zu akzeptieren. Aber sie haben es getan.

Weißt du, wie sehr ich immer mit den Tränen gekämpft habe, wenn wir zu ihnen zu Besuch gefahren sind und ich ihre Liebe zu dir gespürt habe? Du warst ihr Sohn, ob schwul oder nicht. Sie haben dich akzeptiert, sie haben mich akzeptiert. Kein großes Ding.

Meine Mutter und mein Vater waren schockiert, als ich es ihnen beichtete.

Katholiken. Religion spielte eine wichtige Rolle. Sie waren gottesfürchtig durch und durch. Homosexualität eine Sünde. Sodomie. Einflüsterung des Teufels und der ganze Quatsch. Stumm habe ich es über mich ergehen lassen. Die Vorwürfe, das Anbrüllen, das Entsetzen. Wie sehr es schmerzte.

Mutter wollte mit mir für mein Seelenheil beten. Mein Vater traf drastischere Vorkehrungen.



Der bärtige Seemann, der gar keiner war

Dennis Stephan

Die Weinschorle hatte gegessen. Die wievielte – gemessen in Flaschen – war es überhaupt? Eigentlich auch egal. Sie alle sahen Sterne, oder zumindest glaubten sie, Sterne am Himmel über der Hansestadt zu erkennen.

»Kim legt nämlich Karten«, erklärte Fiete, die spitze Nase kokett in die Luft gestreckt und das Thema irgendwie aus dem Zusammenhang reißend. »Jedes Silvester für ihre Freunde.«

»Ich finde daran ist nichts Verwerfliches«, entgegnete Rico, während er sein strähniges Haar zu einem Knoten band. Die Wahrheit war, dass er keine Karten brauchte, um einen flüchtigen Blick in die Zukunft zu werfen, ebenso wenig wie den Wetterbericht, um den Sturm auf der Haut zu spüren, der sich an diesem ungewöhnlich milden Oktoberabend irgendwo am Horizont zusammenbraute – meteorologisch nicht messbar. Denn er hatte seit vierzehn Uhr eine Gänsehaut. Um genau zu sein, seit sie sich auf dem Schanzenflohmarkt über den Weg gelaufen waren und festgestellt hatten, dass keiner von ihnen feilschen konnte. Vier Menschen, zweimal zwei Freunde, einander unbekannt – und doch wieder nicht.

»Ich bin ja noch immer gespannt, ob du dem Rat deiner Schicksalskarte in diesem Jahr folgst.« Kims Kommentar war wohlplatziert, obwohl oder gerade weil nur sie und Fiete wussten, worauf sie hinauswollte. Sie klaubte sich eine weitere saure Gummischnur aus der eben erst stolz am Kiosk erworbenen Naschtüte und ließ sie sich in den Mund schlängeln. Man war nie zu alt für körnige Citronensäure auf der Zunge. Kim und Emilie säuselten leise 90er-Jahre-Hits vor sich hin. *Lay a whisper on my pillow. Leave the winter on the ground. I wake up lonely, there's air of silence. In the bedroom and all around.*

Rico schaute über den kleinen Tisch von Kim zu Fiete und dann zu Emilie, die, in seine gefütterte Jeansjacke gekuschelt, auf dem Klappstuhl neben ihm saß und glücklich an ihrem Strohhalm zog. Ihm

standen schon wieder die Haare zu Berge. Auf dem Kopf hatte er sie bändigen können – mit viel Kokosöl und zwei Haargummis –, am restlichen Körper jedoch nicht. Wenigstens sah es keiner. Fietes Knie berührte das seine.

»Ich glaub ja an so'n Quatsch nicht«, protestierte Emilie. »Ich weiß, wie Horoskope entstehen. Ich kenne den Freelancer, der die monatlichen Horoskopseiten der *Petra* liefert.« Noch vor einem Jahr war Emilie eine aufstrebende Journalistin im Bauer Verlag gewesen, bis sie von genau jenen Existenzfragen ergriffen worden war, für die ihre Generation so anfällig zu sein schien, und schließlich gekündigt hatte. Heute war sie sich bezüglich ihrer Existenz noch immer nicht sicherer, dafür musste sie aber auch keine zusammengereimten Horoskope mehr editieren.

»Was war denn das für eine ominöse Karte?«, wollte Rico wissen. In Fietes Seemannsbart erkannte er einen kupferfarbenen Schimmer und widerstand dem dringenden Verlangen, hineinzugreifen und mit den Fingern das Meersalz auszubürsten, das ein nichtexistenter Küstenwind zurückgelassen hatte. In Wahrheit war es Kristallzucker.

»Der gedrehte Magier«, antwortete Fiete ihm und griff noch einmal in die Naschtüte.

»Es gibt keinen gedrehten Magier im Tarot. Es gibt nur den Magier«, sagte Rico.

»Wohl«, widersprach Kim. »In meinem Tarotkartendeck gibt es den gedrehten Magier. Er steht halt auf dem Kopf. Und ich bin gespannt, ob sich seine Jahresprognose erfüllt.« Süßholz mochte Kim nicht. Darum ließ sie die Lakritzschnecken unberührt.

»Na ja, gedreht hin oder her.« Emilie war es einerlei. »Das Jahr ist fast zu Ende, also halt dich ran, Junge!«

»Hört, hört!« Kim erhob ihr Weinglas und trank den anderen zu. Die anderen drei prosteten zurück und leerten ihre Gläser. Fiete verlagerte seine Position auf der Bank und rutschte ein Stück näher an Rico heran. Wie unwirklich schön dieser Samstag war. Wie unwirklich schön jene Momente im Allgemeinen waren, in denen man alle dahingekritzelten Tagesordnungen über Bord wirft und sich einfach mit unbekanntem Schiffbrüchigen treibenlässt, ohne auch nur einen Gedanken daran zu verschwenden, wohin die Strömung einen bringen würde.

»Okay, Freunde, noch eine Runde?« Der Seemann, der gar keiner war, aber immerhin eine gelbe Regenjacke trug, rückte sich die

Fischermütze auf dem geschorenen Schopf zurecht und strahlte in die Runde.

»Rico ist jetzt schon am Schielen«, bemerkte Emilie und zeigte auf ihn.

»Labere nicht«, konterte Rico.

»'türlich hast du einen sitzen.«

»'türlich nicht«, entgegnete er.

Zwischen Fiete und ihm war plötzlich eine Lücke, die nicht gut war. Aus einer winzigen Bewegung entstanden, ließ sie ihn etwas vermissen, wie ein leeres Türchen in einem Adventskalender. Er mochte diese Lücke nicht.

»Okay, noch eine Runde, dann ziehen wir weiter«, bestimmte Kim, denn sie saßen schon zu lange am selben Ort und es gab noch weitere Bars mit womöglich besseren Mischverhältnissen, älteren Jahrgängen oder attraktiveren Preisen zu entdecken. Fiete erhob sich, tänzelte um den Tisch herum und verschwand in der Bar.

»Was wäre denn die nächste Option hier in der Nähe?«, wollte Rico wissen. Er kannte sich in Hamburg nicht aus. Die beiden Frauen schon – Promille hin oder her.

»Wir könnten noch ins *Clouds* gehen«, schlug Kim vor. »Die haben 'ne ziemlich geile Dachterrasse und mein Freund arbeitet dort. Der lässt uns bestimmt rein.«

Emilie nickte den Plan ab – solange ihr Wein und Kaugummis nicht ausgingen, war sie mit allem einverstanden. Kim zückte das Smartphone, wischte sich die klebrigen Finger an der Jeans ab und begann zu tippen.

Seltsam, wie selten Rico in Hamburg gewesen war, obwohl Emilie direkt nach ihrem gemeinsamen Studium in die Hansestadt gezogen war. Ihn hingegen hatte es zurück nach Berlin verschlagen – eine Stadt, die er immer zu brauchen gemeint hatte, obwohl nichts als neue blaue Flecken in ihr auf ihn warteten. Aber vielleicht hatte Rico genau das immer gesucht: weitere Hämatome, weitere Schleudertraumata im Brustkorb. Oder vielleicht war es egal, in welcher Großstadt man in ihrem Alter lebte. Fingen nicht an jedem Ort Fotofixautomaten die immer gleichen sepiafarbenen Sehnsüchte ein, von denen sich Menschen in ihren Zwanzigern lenken lassen, wenn sie beschwipst sind vom Glauben an Unbesiegbarkeit, dem ein oder anderen Spritzer zu viel und von einander? Beschwipst war er in jedem Fall. Von diversen Weinschorlen. Und beschwipst von Fiete, der mit einem kleinen Tablett und vier ausbalancierten Kurzen zurückkehrte.

»Nicht dein Ernst«, tadelte Kim.

»Was?«, verteidigte sich Fiete pikiert, während er jedem von ihnen ein Gläschen zuteilte.

»Fiete!«

»Rico kippt jetzt schon fast vom Stuhl«, insistierte Emilie noch einmal.

»Tu ich nicht!«, verteidigte sich der Beschuldigte vehementer denn je.

»Fiete.« Kim legte ihm besänftigend die Hand auf den Arm. »Wir haben das Thema schon so oft gehabt: Du kannst nicht einfach ungefragt Sambuca für die Runde bestellen.«

»Es war nett gemeint.«

»Ja, das weiß ich. Aber es geht nicht.«

Die Bedienung brachte vier großzügig bemessene Weinschorlen an den Tisch.

»Gott sei Dank«, lachte Emilie erleichtert und hatte ihren Strohhalm bereits in einem der neuen Gläser versenkt, während die leeren abgeräumt wurden.

»Dann trink ich den Sambuca eben allein«, schmolte Fiete.

»Nee ...« Rico hatte längst ein Schnapsglas genommen. »Prost.«

Fietes zufriedenes Grinsen war es wert, einen Kater oder Schlimmeres zu riskieren. Beide Männer sträubten sich gegen den Impuls, einander zu küssen und beließen es beim Exen des Shots – zweimal drei Kaffeebohnen landeten klackernd in ihren Mägen.



Mit wem er will

J. Walther

Es schneit schon wieder. Er schaut aus dem Fenster, wärmt sich die Hände an der Teetasse – die, die Steffen mit einer Strickhülle versehen hat. Der große, kräftige Stef auf dem Sofa mit Stricknadeln und grauer Wolle in der Hand. Er verdrängt den Gedanken.

Es ist 9 Uhr 48 und schneit dichte, feuchte Flocken. Seit gestern Nachmittag schon. Sie haben sich auf die bereits vorhandenen gut vierzig Zentimeter Schnee gelegt. Ununterbrochen seit fünfzehn Stunden. Viel fehlt nicht mehr zu einem Meter. Dazu kommt der Wind – die Schneewehen türmen sich vor der Garage und vermutlich auch auf dem freien Stück nahe der Straße. Das weiß er nicht, so weit ist er noch lange nicht vorgedrungen. Fraglich, ob er es bis Montag früh schaffen wird.

Nachdem er ausgetrunken hat, packt er sich widerwillig in Pullover, Schal, Parka und Handschuhe. An der Haustür empfängt ihn der kalte Wind. Er senkt den Kopf, als er das kleine Stück Weg entlanggeht, das er schon freigeschaufelt hat. Vorerst ignoriert er die dünne Schneeschicht, die sich schon wieder darauf gelegt hat. Erst einmal will er den Weg freibekommen, die Fläche vor der Garage kann er als Letztes machen. Das Gefühl, eingesperrt zu sein, ist schrecklich. Mit mehr Elan, als er empfindet, schippt er den Schnee beiseite. Wenigstens ist noch Platz dafür, bald wird er hoch schaufeln müssen.

Steffen hatte am Samstagnachmittag ja unbedingt losfahren müssen. Zum Saunaabend bei Mike und Olaf. Samstagabend wolle er nicht versauern, hatte er gesagt. Trotz des Schnees, des Windes und der Kälte. Obwohl Arbeit anstand – Schnee fegen, Öfen heizen ... obwohl fünfzig Zentimeter Neuschnee angesagt waren, verdammt noch mal! Stef hatte über die Wetterwarnung der App gelacht.

Wütend schaufelt er ... Sie sparen auf eine Schneefräse, eine leistungsstarke. Aber zwischen den Bäumen kommt die sicher auch an ihre Grenzen – irgendwo muss sie das Zeug ja hinblasen. Nicht mal ein Wortspiel mit *blasen* kann ihn erheitern. Nach dreiundzwanzig Uhr hatte Steffen ihn gestern angerufen. Er bliebe, käme bei den

Straßenverhältnissen ja eh nicht nach Hause. Entspannt hatte er geklungen, befriedigt, als wäre sein Arsch frisch gepflügt worden.

Er kann ja vögeln, mit wem er will! Das ist ja okay, aber nicht, wenn ihnen der verdammte Schnee bis zum Hals steht. Sie wohnen nun mal auf sechshundert Metern Höhe. Und weit ab vom Schuss. In einem freistehenden Haus mit einem eigenen Weg, der beschissene zweihundertachtzig Meter lang ist.

Vielleicht haben ihn Mike und Olaf selbst in die Zange genommen. Das ist wirklich nicht schlecht. Hatte er auch schon gehabt. Die beiden waren verdammt clever gewesen, eine große Sauna im Keller einzubauen. Mit Tauchbecken, indirekter Beleuchtung und Jacuzzi. Natürlich der beliebteste Treffpunkt für Schwule weit und breit. Kein Wunder – hier, hier auf dem Land, zwischen kleinen Dörfern und Ansammlungen von einsamen Häusern, die ›Anbau‹ heißen. Die eine Kneipe in Tannhausen ist eher schmuddelig – keine Chance gegen eine Sauna mit Jacuzzi.

Sehr clever von Mike und Olaf – Männer frei Haus. Meist ältere Typen, Bären wie er selbst. Aber letztens war dieser junge Typ aufgetaucht. Er war nett, ein bisschen schüchtern, auf natürliche Art hübsch. Alle waren scharf auf ihn. Stef sagte, er nicht. Nicht besonders.

Nun, er kann ja vögeln, mit wem er will.

Kurz hält er mit Schippen inne, überblickt das Stück, das er schon geschafft hat. Der eisige Wind beißt ihm ins Gesicht. Vor ihm türmt sich eine Schneewehe auf. Wenn er die bewältigt hat, hat er die Fichten erreicht, die sie an den Weg gepflanzt haben, um Wind und Schnee abzuhalten. Dieses Stück sollte leichter sein, mit etwas Glück hat es dort einen Teil des Weges freigeweht.

Heute Morgen hat Stef noch nicht angerufen, und er wird den Teufel tun ...

Vor achtzehn Jahren hatten sie sich kennengelernt. Nach einer Nacht waren sie zusammen. Er hatte einfach gewusst, dass es passte. Sie beide hatten es gewusst. Mit zweiunddreißig war er zu alt gewesen, um lange zu zögern. Nicht, wenn es der Richtige war. Obendrein ein Mann wie Steffen. Er war schon immer der Attraktivere von ihnen gewesen. Groß und kräftig, mit einem markanten Gesicht. Während er eine Wampe bekommen hatte, war es bei Steffen noch immer nicht mehr als ein leichter Bauchansatz.

Vor fünfzehn Jahren hatten sie das Haus gekauft. Es gefiel ihnen beiden mit seinen Fensterläden und hohen Giebeln, der gemütlichen Holztäfelung im Inneren. Über die Lage hatten sie sich wenig

Gedanken gemacht. Schön ruhig und ungestört ... Keine neugierigen Nachbarn, die naserümpfend ins Fenster hätten schauen können. Ihnen war klar gewesen, dass ein Haus Arbeit bedeutete – Holz hacken, Kohlen einlagern, Instandhaltung, Gartenarbeit, Schnee schippen. Die Aufgaben durften nicht liegen bleiben, immer wieder mussten sie erledigt werden, wie ein Uhrwerk – Hand in Hand. Sie mussten an einem Strang ziehen, sonst funktionierte es nicht. Wenn sie stritten, mussten sie trotzdem zusammen hinaus in den Schnee, den Weg freiräumen. Meist war der Streit danach vergessen. Nur zum Versöhnungssex reichte es dann nicht, weil sie zu erschöpft waren. Vielleicht sollten sie auch eine Sauna einbauen – um sich aufzuwärmen und zu entspannen. Vielleicht wäre Steffen dann auch Samstagabend zu Hause geblieben.



Le Fantasma

Svea Lundberg

›Mach mit bei unserem ultimativen Sommergewinnspiel und gewinne einen unvergesslichen Urlaub! ›Radio 3Klang‹ schickt dich auf Kreuzfahrt! Schippere zwei Wochen lang all inclusive durch die Karibik. Es gibt nur einen einzigen, kleinen Haken: Mit wem du dir deine Luxuskabine auf See teilst, erfährst du erst auf dem Schiff.‹

Du drehst dich zu ihm um, siehst ihn an. Stellst dabei einmal mehr fest, wie atemberaubend schön er ist. Er! Levin! Er, mit den dunklen, fast schwarzen Haaren, in denen sich das Licht verfängt. Er, mit den strahlend blauen Augen, die tiefer und unergründlicher wirken als der verdammte Ozean. Er, der dich vom ersten Moment an, als du ihn an Deck gesehen hast, förmlich umgehauen hat. Und dabei hast du dich mit deinen siebzehn ... bald achtzehn ... Jahren für so verflucht reif gehalten, dass dir so etwas Bescheuertes wie Liebe auf den ersten Blick niemals passieren könnte.

Niemals.

Bis Levin vor dir gestanden hat.

Bis er dich mit diesem halb sanften, halb wehmütigen Lächeln auf den Lippen angeschaut hat und Worte wie durch einen dichten Wattevorhang an dein Ohr drangen: »Ich dachte, wir würden uns niemals treffen. Du hast immer wieder versucht, uns voneinander fernzuhalten. Warum? Bin ich nicht ein Teil von dir? Ich hatte Angst, dass sie dich niemals zu mir lassen, dass du mich nicht würdest sehen können. Bitte, du ... geh nicht mehr weg!«

Selbst jetzt, Stunden später, mit dem Dröhnen der pumpenden House-Beats in den Ohren, hallen die Worte in deinem Kopf nach. Doch seltsamerweise verspürst du keine Angst. Nicht mehr. Nicht, seit Levin dich gefunden hat.

Durchflutet von warmer Zufriedenheit drehst du dich erneut in seiner Umarmung, schmiegst dich rücklings an ihn. Lässt dich einhüllen von

der Hitze seines Körpers, dem flackernden Licht um euch herum. Flüchtig schießt der Gedanke an Vicky durch deinen Kopf, gefolgt von der Frage, wo sich deine Kabinenpartnerin wohl herumtreiben mag. Doch die Grübeleien verfliegen, als Levin von hinten die Arme um dich schlingt und sich beim nächsten pumpenden Beat so allesagend an dich drückt, dass du seine Erektion durch eurer beider Shorts hindurch an deinem Hintern spüren kannst.

»Scheiße«, raunt er dir ins Ohr, so leise, dass du ihn über die Musik hinweg kaum verstehen kannst. Überdeutlich nimmst du seinen Atem wahr, der heiß über deinen Nacken flutet. »Ich bin so scharf auf dich, ich würde es am liebsten jetzt und hier mit dir machen.« Wie um seine Worte zu bekräftigen, schiebt er seine Hände tiefer und unter dein Tanktop, streichelt deinen flachen Bauch, nur um gleich darauf die Finger noch weiter südlich wandern zu lassen.

Mit einem unterdrückten Laut in der Kehle legst du den Kopf zurück, lehnst dich mit dem Rücken gegen ihn. Im Gegensatz zu dir hat Levin längst kein Shirt mehr an, was unweigerlich die Frage in dir aufkeimen lässt, was wohl seine Eltern sagen würden, könnten sie ihren ältesten Spross so sehen. Levin allerdings macht sich darum anscheinend keine Gedanken, scheint sich sicher zu sein, dass Mama und Papa und seine kleine Schwester Anna friedlich schlummernd in ihrer Kabine liegen.

»Machst du das öfter?«, stößt du zwischen hastigen Atemzügen hervor, genießt es, wie Levin sich mit dir gemeinsam im Takt der Beats wiegt und seinen Ständer dabei immer fester gegen deinen Hintern presst. Bei deinem letzten Flirt in einem Club hat dir das noch Angst gemacht. Deine Erfahrung, was *das* angeht, hält sich noch ziemlich in Grenzen, aber mit Levin fühlt es sich einfach nur aufregend neu und schlichtweg atemberaubend an. Überhaupt fühlst du dich seit einigen Stunden wie losgelöst. Einfach frei. Ob es daran liegen mag, dass du dank des stundenlangen Redens, Lachens und Herumknutschens mit Levin nicht nur die Zeit, sondern auch deine tägliche Ration Risperidon vergessen hast?

Du kannst dich nicht einmal mehr daran erinnern, wann du die letzte Tablette geschluckt hast. *Vor* oder *nach* der Begegnung mit Levin? Im letzteren der beiden Fälle wäre seine Angst, du könntest ihm wieder entgleiten, überflüssig. Du hoffst so sehr, dass ...

»Was?«, schreit Levin dir ins Ohr und reißt dich damit aus deinen Gedanken. Du blinzelst. Das grelle Discolicht blendet dich und dir schwindelt leicht. Tanzen auf hoher See ist eben doch etwas anderes als in einem normalen Club.

»Hallooo ...!« Lachend neigt er sich zu dir, drückt seine weichen Lippen kurz auf deine. »Marco an Levin ... was mache ich öfter?«

Du schluckst trocken. Blinzelst irritiert. Wer ist Marco? Und wieso nennt er dich Levin, wenn er doch so heißt? Der ist ja genauso verdreht wie du. Wie passend. Du schüttelst den Kopf, um den Gedanken zu vertreiben und erklärst fest: »Das hier. Kerle in einem Club abschleppen.«

Wieder lacht er dieses Lachen, das bis in seine Augen strahlt. Und wieder neigt er sich zu dir und küsst dich. Er schmeckt nach Vodka Cranberry und Kirsch-Kaugummi, obwohl er gar keines gekaut hat, sondern du.

»Nein.« Mit einem Mal wird seine Miene ernst. »Nein, das mache ich nicht oft. Und ich hab auch noch nie beim ersten Date so direkt gesagt, dass ich mit 'nem Kerl ins Bett will, aber ... du ... Scheiße, du haust mich echt um, weißt du das?«

Kurz sprachlos über seine Worte schüttelst du nur den Kopf.

»Können wir nicht zu dir in die Kabine gehen?«, hakt er mit einem allessagenden Lächeln nach. »Nicht für Sex, ich meine ... auch, aber wir können es langsam angehen lassen. Ich ... wäre nur so gerne mit dir alleine.«

Du zögerst. Kämpfst mit dir. Ahnst vielleicht, dass du dich nicht wirst beherrschen können, wenn ihr erst alleine seid. Du, der Erfüllung deines heimlichsten Wunschtraums so nah.

»Okay. Ja, okay. Lass uns gehen.« Ehe du es dir anders überlegen kannst, ergreifst du seine Hand. Ziehst ihn mit dir, quer über die Tanzfläche, an der Bar vorbei und die schmale Eisentreppe hinauf aufs Deck.

Kühler Wind schlägt euch entgegen. Den ganzen Tag über hat die karibische Sonne unerbittlich auf das Kreuzfahrtschiff herabgebrannt. Stundenlang hast du auf dem oberen Sonnendeck unter einem Schirm gelegen. Erst alleine. Dann mit Vicky. Wieder alleine und dann ... ist Levin aufgetaucht. Hat deine Gefühlswelt binnen weniger Sekunden auf den Kopf gestellt.

»Warte mal.«

Irritiert bleibst du stehen und drehst dich zu ihm um. Verwundert darüber, dass er, der es eben noch so eilig hatte, euch nun bremst.

»Lass uns noch einen Moment an die Reling. Das ist der Hammer!« In einer weit ausladenden Geste zeigt er um sich und in den Nachthimmel. Du willst schon protestieren, doch als du erst neben ihm stehst, er seinen Arm um dich legt und ihr gemeinsam an das

Metallgeländer gelehnt über den nächtlichen Ozean starrt, ist es dir unmöglich, diese kleine Verzögerung zu bedauern.

Der Himmel über dem Karibischen Meer ist so dunkel, als habe jemand einen tiefschwarzen Samtvorhang über euch gespannt. Tausende Sterne glitzern am Firmament, als seien silberne Lichter in den Samt gewoben. Fahler Mondschein bricht sich auf dem ebenso nachtschwarzen Meer, funkelnde Schaumkronen tanzen auf den Wellen, welche die ›*Le Fantasma*‹ auseinandertreibt.

Der Anblick ist atemberaubend.

Atemberaubend wie Levin.

Ungeachtet der anderen Passagiere, die ebenfalls die Nacht auf dem Deck genießen, drehst du dich zu ihm, schlingst deine Arme um seinen Nacken und küsst ihn. Fragst dich, wie oft ihr das in den letzten Stunden getan habt und wie es sein wird, in weniger als acht Tagen damit aufhören zu müssen, wenn die ›*Le Fantasma*‹ wieder im Hafen anlegen wird. Doch daran willst du nicht denken. Nicht jetzt. Nicht, wenn Levin den Kuss auf diese gleichsam zärtliche wie sehnsüchtige Weise erwidert. Wenn seine Zunge sanft und gierig zugleich mit deiner spielt und seine Finger sich erneut unter dein Tanktop und auf deine vom Tanzen erhitzte Haut schleichen.

»Komm«, flüsterst du nahe an seinem Mund und verflüchtst eure Finger, um ihn mit dir zu ziehen.



Kai Brodersen

1966 - 2018



Baum und Brunnen

Carmilla DeWinter

Es war ein sonniger Montagmorgen im Mai. Die Vögel zwitscherten, die Insekten summten, eine Motorsäge kreischte, und Chris wanderte durch den Wald, um der Sinnlosigkeit seines Daseins zu entkommen.

Was natürlich nicht funktionierte.

Wenigstens hatte sein BlackBerry hier oben keinen Empfang, sodass es selbst dann nicht geklingelt hätte, wenn jemand versucht hätte, ihn zu erreichen.

Langsam verhallte der Lärm, den die Waldarbeiter im Tal verursachten, wo sie ein paar kranke Bäume fällten. Gewiss nötig, aber mussten die Leute dafür unbedingt mit einem zehn Tonnen schweren Dieselfahrzeug durch die Gegend rumpeln?

Dort, wo der befestigte Weg ein Rinnsal überquerte, bog Chris auf einen kaum sichtbaren Pfad ab, der ihn zur Quelle des Baches führte. Der Hang war steil. Rutschiges altes Laub, verborgene Steine und frische Brombeerranken stellten ihm Stolperfallen. Sein alter Bekannter, der widerborstige Holunderstrauch, forderte auch diesmal einen Blutzoll, indem er Chris die nackten Unterarme zerkratzte.

Dahinter wartete eine geheime Oase: Ein runder Teich von knapp fünf Metern Durchmesser, aus dem das Rinnsal entsprang. Am Ufer ein flacher Felsbrocken, der wie ein niedriger Pier zum Sitzen einlud. Blühender Bärlauch, tanzende Mücken. Eine altehrwürdige Esche beschattete die Idylle, die auf keiner Wanderkarte eingezeichnet war.

Chris ließ sich auf dem Stein nieder. Bei seinem letzten Besuch im Herbst war er froh gewesen, dass Handys hier keinen Empfang hatten. Mittlerweile hatte die Firma ihre Verwaltungsetage umstrukturiert, und er genoss seinen ersten arbeitslosen Tag. Zumindest hatte er sich vorgenommen, ihn zu genießen. Morgen würde er weitersehen und sich überlegen müssen, ob er sich auch bei seinem nächsten Job noch mit Quartalszahlen und Kostenoptimierung herumschlagen wollte. Sein Engagement auf diesem Gebiet hatte sich ja nicht ausgezahlt.

Ein Blick auf die Uhr verriet, dass die verbliebenen Kollegen jetzt um einen viel zu großen Konferenztisch sitzen würden.

Und ausgerechnet Chris gehörte nicht zu diesem Häuflein

Auserwählter. Dabei hatte jemand anderes das hart verdiente Kapital in Wetten auf amerikanische Hypotheken gesteckt.

Besser nicht weiter drüber nachdenken. Er stützte die Hände auf und schaute nach oben. Die Eschenblätter bewegten sich sanft im Wind. Jetzt wäre ein göttlicher Fingerzeig angebracht.

Man sollte eigentlich meinen, dass jemand, der seit geschlagenen achtzehn Jahren volljährig war, gelernt hatte, wie Erwachsensein ging. Stattdessen: kein Job. Kein Wohneigentum, weil der Kauf einer Singlewohnung bedeutete, dass man sich mit dem Alleinsein abgefunden hatte. Einen Baum hatte Chris vor Jahrzehnten mit einem Schulprojekt gepflanzt, aber das mit dem Sohn Zeugen fiel aus, denn Chris war schwul. Und selbst das bekam er nicht richtig hin. Dabei konnten »die Homosexuellen doch endlich heiraten«, wie seine Mutter immer betonte. Die verstand den Unterschied zwischen einer Verpartnerung und einer Ehe nicht richtig.

Wasser plätscherte.

Chris sah auf. Da schwamm jemand im trüben Teich. Hellblaue Augen leuchteten aus einem ungesund blassen Gesicht. Der junge Mann hatte langes, dunkles Haar, das an seinem Kopf klebte, sinnliche Lippen und asiatisch angehauchte Züge. Sein Blick schien ein Loch in Chris' Kopf bohren zu wollen.

»Ähm«, sagte Chris. »Sie baden hier?«

Der Mann im Wasser runzelte die Stirn.

»Ich kann gehen«, bot Chris an. »Dann können Sie sich ungestört anziehen.« Er rappelte sich hoch.

Der Mann im Wasser riss die Augen auf und tauchte unter. Etwas schimmerte silbern.

Einen Moment später platschte es wie ein Fisch, der eine spontane Kehrtwende hinlegte.

Chris starrte die Wellen an, die sich von der Mitte des Teichs ausbreiteten. Das war keine Flosse gewesen, oder?

Dann zwickte er sich, aber er wachte nicht auf. Die vier Bier und zwei Ouzo vom Freitag hatte er längst ausgeschwitzt, und er hatte seit zehn Jahren keinen Joint mehr angerührt. Es sei denn, der Bärlauch hier dünstete Halluzinogene aus?

Also gut. Der seltsame Typ konnte schwimmen, sonst hätte er sich nicht lautlos angeschlichen. Wenn man das Unmögliche ausschloss, nämlich, dass der Fremde gerade ertrank, und wenn man die Flosse als Tatsache anerkannte, blieb nur das Unwahrscheinliche als Schlussfolgerung: Hier lebte ein Wassermann.

Sollte Chris schreiend davonrennen? Andererseits würde ihn kaum jemand vermissen, falls der Wassermann dem Klischee entsprach und ihn zu sich in sein dunkles Reich zog. Das kam davon, wenn man sich aus privatem Frust in die Arbeit vergrub.

Und es wäre eine Schande gewesen, das mitgebrachte Essen irgendwo anders verzehren zu müssen. Chris setzte sich wieder, wühlte eine ramponierte Butterbrezel aus seinem Rucksack und knabberte einen Apfel hinterher.

Der Wassermann zeigte sich nicht mehr. Sonnenstich? Einbildung? Warum erschien dieses Wesen ausgerechnet heute?

In plötzlichem Übermut warf Chris das Kerngehäuse ins Wasser. Es versank mit einem enttäuschenden Gluckern.

Keine Minute später flog es ihm wieder entgegen. Chris musste sich ducken, um nicht getroffen zu werden.

Der Mann tauchte wieder auf, ließ ein paar wohlgeformte, ebenfalls blasse Schultern sehen und funkelte ihn verärgert an.

»Ähm«, sagte Chris. »Sorry?«

Der Mann schüttelte den Kopf. »Daz verstên ich niht.«

»Wie bitte?«

»Ich ...« Wieder schüttelte der Wassermann den Kopf. Atmete tief durch. »Vile zît ... viel Zeit ist vergangen. Seit das letzte Mal jemand hier war.« Er zuckte mit der Nase. »Aber der brachte wenigstens ein richtiges Opfer dar.«

Aufgrund der geballten Missbilligung, die in den Worten des Wesens mitschwang, lehnte Chris sich nach hinten. »Entschuldigung.«

Der Wassermann hechtete auf den flachen Felsen zu. Seine mit Schwimmhäuten und kurzen Krallen bewehrte Hand zischte keinen Zentimeter vor Chris' Nase durch die Luft. Wasser schwappte auf den Stein. Der meinte es ernst!

Chris krabbelte nach hinten und entging knapp einem zweiten Hieb. Danach konnte Chris sich nicht mehr rühren, nur sein Herz klopfte in seiner Brust, wie um ihn zu erinnern, dass es auch noch da war. Obwohl sein Verstand ihm mitteilte, dass er fliehen sollte, starrte er den Wassermann an.

Der klammerte sich an die Felskante und knurrte. »Du hast Glück, dass ich an den Losteich gefesselt bin. Noch nie hat mich jemand so beleidigt.«

Chris atmete auf, sein Kopf fühlte sich ganz leicht an. Er würde nicht ins Wasser gezogen werden! Zumindest nicht, wenn er Abstand hielt.

Auf einmal strahlte die Sonne heller, das neue Laub schimmerte

grüner, der Geruch nach Bärlauch verdichtete sich. Das Leben war eigentlich doch ganz schön. Was einem alles auffiel, wenn man knapp einer gefährlichen Situation entronnen war. Trotz der finsternen Miene des Wassermannes musste Chris grinsen.

Der Wassermann schnaubte und tauchte wieder ab.

Chris wartete zwei Stunden darauf, dass er wiederkam. Umsonst.

Am nächsten Morgen schleppte Chris alles den Berg hinauf, was für ein paar Tage illegalen Campings im Wald nötig war. Egal wie hirnrissig es war, auf die Pirsch nach einem Geschöpf zu gehen, das einem Albtraum entsprungen sein könnte. Daheim hatten ihm seine Wände Einsamkeit entgegengeatmet. Seine schicken weißen Möbel erinnerten ihn nur daran, dass sie das Einzige waren, was er in den nächsten Monaten tagsüber zu sehen bekommen würde. Der Wassermann schien immerhin bereit zu sein, ein Gespräch zu führen, das weder in Volltrunkenheit endete noch aus Vorwürfen bestand. Deswegen hatte Chris seine Sachen gepackt, den wenigen wichtigen Menschen in seinem Leben Bescheid gegeben und war losgefahren, bevor seine Vernunft die Oberhand gewann. Er war jahrzehntelang vernünftig gewesen und es hatte sich nicht ausgezahlt.

Auch heute lag der Teich still unter der warmen Frühlingssonne. Es roch nach Harz, demnach war das Wetter den Nadelbäumen zu trocken. Chris baute das Zelt auf, dann setzte er sich auf den Felsen – in sicherem Abstand zur Kante.

»Hallo«, sagte er. »Ich bin wieder da, offensichtlich. Obwohl ich kein Opfer habe.«

Nichts tat sich. Also fing Chris von vorne an und erzählte dem Teich sein Leben. »Für den Zivildienst war ich beim Naturschutzbund. Krötenzäune bauen und so. Irgendwie habe ich mir ausreden lassen, Forstwirtschaft zu studieren, weil BWL mehr Geld einbringen würde und ich gut mit Zahlen umgehen kann ...« Gefühlte Stunden vergingen. Er war beinahe bei seiner finanzkrisenbedingten Wegrationalisierung angekommen, da tauchte der Wassermann wieder auf.

»Was willst du?«, raunzte er Chris an.

»Mit dir reden.«

Der Wassermann musterte ihn. »Mir scheint eher, dass du jemanden suchst, der dir zuhört.«

Chris zuckte mit den Achseln. Vielleicht, vielleicht auch nicht. Eins allerdings war sicher: »Ich habe mir lange genug den Mund fusselig geredet.«

»Das ist wahr.«

Ein Wassermann mit trockenem Humor. Wie passend. Chris grinste ihn an.

Sein Gegenüber schaute nicht mehr so grimmig wie vor einer Minute.

»Also. Ich bin Chris. Und wer bist du?«

Der Wassermann zuckte mit den Achseln. »Ein Nix.«

»Nix?«

»Ein Wassermann.« Einer, der langsam sprach, als hielte er Chris für blöd. »Der Geist im Losteich.«



Alypos

Annette Juretzki

War es ein Zeichen von Ungeduld, wenn man auf einem luftleeren Raumschiff an Selbststrangulation starb?

Nicht hypothetisch gesprochen.

Normale Menschen in normalen Lebenssituationen würden nach einer solchen Frage vermutlich lachen. Zusammen mit ihren Freunden. Auf das vierte Bier würde ein fünftes folgen.

Leszek blickte auf die beiden Enden des Schals in seinen Händen. Sein Schweiß glänzte im Licht seiner Schulterlampe. Er fror. Der restliche Stoff lag eng um seinen Hals, drückte den Synthetikkragen der Uniform kratzig an die Haut. Er hätte jetzt wirklich gern ein Bier.

Zwei Stunden, fünfunddreißig Minuten und neunzehn Sekunden. Achtzehn. Die Uhr auf seinem Controllerarmband zählte rückwärts. Ein Countdown in den Tod.

Streng genommen war die *Telos-18* nicht luftleer, noch nicht. Doch die Energieversorgung war ausgefallen und somit auch die Sauerstoffaufbereitung. Natürlich war der Tank voll gewesen – vor neun Stunden. Vor zweiundzwanzig Minuten war die Sauerstoffkonzentration unter den kritischen Wert gefallen. Hypoxie war die logische Folge: Sauerstoffmangel. Schwindel. Kälte. Halluzinationen aufgrund der Unterversorgung der Nervenzellen. Ein Hirntod auf Raten.

Warum zur Hölle wusste Leszek das alles?

Warum hatte er beim Kurs über Notfallmedizin in der bemannten Raumfahrt so verdammt gut aufgepasst? Hatte die Informationen – wie jede Information, die jemand zufällig oder beabsichtigt an ihn herantrug – wie ein gewaltiger Schwamm aufgesogen. Während er wichtiges Wissen für gewöhnlich wie überschüssiges Wasser gleich wieder auswrang, blieben die Details immer hängen. Warum konnte er jetzt nicht einfach unwissend und naiv in den Tod taumeln? Seinem Körper beim Sterben zusehen, während sein Bewusstsein das letzte Match Laserball nachspielte?

Weil er der größte Idiot des Universums war.

Natürlich nicht intellektuell, es war eher eine Auszeichnung seines Lebenswerks. Eines sehr kurzen Lebens noch dazu. Auch wenn Leszek nichts von Spoilern hielt, von diesem Ende hätte er doch gern schon vorher erfahren.

Stattdessen bekam er Foreshadowing: In knapp zweieinhalb Stunden war er tot. Wenn jetzt noch die obligatorische Rückblende am Lebensende käme, taugte seine geologische Erkundungsmission zumindest für einen verdammt schlechten Roman. Wenigstens könnte er dann so tun, als wäre die Abschiedsfeier vor Abflug eine Release-Party seiner ungeschriebenen Memoiren gewesen. Klang auch einfach spannender.

Und immerhin war das Bier dort wirklich gut gewesen. Spritzig und herb; wie der Kerl, der ihm das vierte gebracht hatte und alle weiteren danach an diesem Abend. Wie war noch sein Name gewesen? Päiviö? Oder war das die Biermarke? Zu gern würde er noch einmal kosten. Von beidem.

Konzentration, Leszek ... Das war doch sonst immer deine Stärke!

Konzentrationsschwäche; ein weiteres Symptom der Hypoxie, wenn auch ein verschmerzbares im Vergleich zum Rest.

Noch immer starrte Leszek auf die beiden Enden des Schals in seinen Händen, zwirbelte die kleinen Kordeln zwischen den Fingern, um Zeit zu schinden. Als hätte er eine Wahl. Es brauchte nur einen Knoten – dann einen kräftiger Ruck – und nach wenigen Sekunden wäre es vorbei. Die beste Lösung, rational betrachtet. Doch das Problem war dies: Suizid war gar nicht so einfach, wenn man nicht zu Suizidgedanken neigte. Und auch wenn man Leszek einiges vorwerfen konnte, Selbstmord war ihm nun wirklich noch nie in den Sinn gekommen. Selbst als Teenager, in dieser verwundbaren Zeit, in der ihn seine Schwestern schier in den Wahnsinn getrieben hatten, wäre ein Mord – oder Totschlag, bei einem guten Anwalt – das weitaus wahrscheinlichere Szenario gewesen. Zu dem es selbstverständlich nie gekommen war.

Da konnte das Universum tun, was es wollte, wie ein Schutzgelderpresser das Raumschiff demolieren, um seinen Standpunkt zu verdeutlichen: Leszek war einfach nicht zum Sterben geboren. Metaphorisch gesprochen natürlich.

Denn er war wirklich gern am Leben.

Nur war *leben* nun keine Option mehr.

Auf der Suche nach *unbenutzten* Planeten zur Rohstoffförderung war er in ein nicht kartografiertes System nach dem anderen gesprungen,

um Unbekanntes durch Zahlenwerte zu definieren. Wie ein kleiner Abenteurer hatte er sich gefühlt, der fremde Welten erkundete und mit wertvollen Schätzen – in Gestalt schöner Forschungsdaten – als Held nach Hause zurückkehrte.

Dieses Abenteuer endete nach dem siebenundzwanzigsten Sprung. Im Nachhinein ließ sich nicht sagen, ob Leszek zum Zeitpunkt einer Sonneneruption oder eines Gammablitzes in dieses System gesprungen war. Er hatte noch sehen können, dass er eine Nachricht von der Zentrale empfing, dann fielen sämtliche Bordsysteme aus. Fest stand nur: Es war scheißgroßes Pech. Zufall.

Und das war noch nicht alles: Noch während Leszek vergeblich einen Neustart versuchte, rammte ihn ein Asteroid. Er war wortwörtlich zur falschen Zeit am falschen Ort gewesen. Die *Telos-18* geriet schwer beschädigt ins Trudeln und befand sich nun auf direktem Kollisionskurs mit *Planet 2* dieses Systems. Eiswüste. Erwarteter Aufschlag in drei bis fünf Tagen. Zumindest das war aber definitiv nicht mehr Leszeks Problem.

Genau betrachtet war auch nicht sein baldiger Tod das Problem, sondern dass er jetzt noch immer am Leben war. Zumindest wenn man Wert auf exakte Formulierungen legte.

Leszek war die Sorte Mensch, die auf die Frage »Kannst du mir die Chipstüte geben?« mit einem »Ja« antwortete, um den Fragesteller mit großen Augen und einem unterdrückten, aber zufriedenen Grinsen anzustarren. Ohne sich zu rühren, selbstverständlich. Denn es war nicht so, als ob er nicht verstehen würde, worauf die Frage seines Gegenübers abzielte, er mochte es nur einfach, diesen Bruch in den Gedankengängen seiner Mitmenschen zu provozieren. Dort, wo ein Mensch die Routine verließ, wurde das Leben spannend. Oder – um es mit den Worten seiner großen Schwester zu sagen: Leszek konnte ein ziemliches Arschloch sein. Auf die nette Art. Redete er sich ein.

Leszeks exakte Definition des größten Problems in seiner aktuellen Situation förderte allerdings überraschenderweise nicht sein nur noch kurzes Leben zutage, sondern ging noch einen Schritt weiter: Er dachte viel zu viel nach.

Sein Verstand kam einfach nie zur Ruhe, analysierte jedes Knarzen des Schiffsrumpfes, hinterfragte jede Schlussfolgerung zu seiner gesundheitlichen Situation. Reflektierte diese Reflexion, ob sie aus einem angemessenen Grund heraus gezogen wurde oder nicht eher ein Zeichen dafür war, dass er mal wieder zu viel nachdachte. Mit erwartbarem Ergebnis.

Und genau diese Gedanken waren der Grund, weshalb Leszek es endlich tun *musste*: Leben bedeutete zweieinhalb Stunden Qual, denn schließlich arbeitete sein Gehirn auf Hochtouren das evolutionär erprobte Überlebensprotokoll ab. Jede Sekunde dieser zweieinhalb Stunden war bewusst erlebte Panik, in ihrer grausamsten, verzehrendsten Form. Um Leszek wachzuhalten, zum Kämpfen zu zwingen. Adrenalin flutete seine Blutbahnen und mobilisierte seine letzten Kräfte, um den Säbelzahntiger zu besiegen. Ihn aus dem reißenden Fluss zu erretten. Oder was für Gefahren die Urzeit sonst noch gekannt hatte. An Raumfahrtunfälle hatte die Evolution leider nicht gedacht, als sie diese Überlebensstrategie in die menschliche DNS schrieb. Und nur weil Leszek zu rational war, wimmernd und schreiend durch die Gänge zu schweben, hieß das noch lange nicht, dass er die Panik nicht auch spürte. Mit jedem Atemzug. Jedem Herzschlag. Jede Sekunde war ein Kampf gegen den Tod. Und dennoch war ihm in jedem Moment davon gewahr, dass er diesen Kampf bereits verloren hatte.

Nein, diese zweieinhalb Stunden brav auf den Tod zu warten, wie es die Natur für ihn vorgesehen hatte, bedeutete eine schier unmenschliche Tortur. Weshalb er handeln *musste* – jetzt, solange die geringe Sauerstoffkonzentration in seinem Blut noch nicht zum ersten Organversagen geführt hatte. Denn so würde es kommen, vielleicht schon in einer Stunde. Sein Körper starb bei vollem Bewusstsein, denn er war von Natur aus darauf *programmiert*, das Gehirn mit genügend Blut zu versorgen. Alles andere wurde als nebensächlich betrachtet, denn solange er noch bei Bewusstsein war, solange hatte er noch eine Chance. Hätte gehabt. In grauer Vorzeit. Verfickte Natur!



Puppet

Elea Brandt

»Ich denke, es ist ein Mann. Er ist groß und hager, dunkel gekleidet. Ich sehe nur seine Augen, zwei große, schwarze Opale, die mich anstarren. Er hat keinen Mund und keine Nase. Er kommt näher, langsam, aber stetig. Ich beginne zu laufen. Um mich herum blitzen Bilderfetzen auf, als passiere ich eine Leinwand, die im Stakkato Werbespots zeigt. Eine lachende Frau mit blonden Locken. Ein Mann, der die Hand nach mir ausstreckt. Ein schwarzes Auto mit getönten Scheiben. Es geht alles zu schnell. Ich renne, renne bis meine Lungen brennen und mein Körper rebelliert. Ich sehe mich nicht um, ich *weiß*, dass er hinter mir ist. Ich spüre seinen Atem im Nacken. Dann erreicht er mich. Ich höre einen Knall, und sofort wird es dunkel. Ich falle. Lichtblitze zucken um mich herum. Ich werde gepackt, an den Armen, an den Beinen. Meine Schläfen fühlen sich nass an, klebrig. Ich höre die Stimme einer Frau. Sie sagt: ›Stellen Sie ihn ruhig.« Das ist alles, was ich verstehen kann. Sie sagt es wieder und wieder. Jemand packt meinen Arm, es brennt, es tut weh, so schrecklich weh ... Und dann wache ich auf.«

Die Frau im eleganten Hosenanzug, die mir gegenüber sitzt, nickt und macht sich Notizen auf ihrem Touchpad. Sie scheint etwas mit den Fingerspitzen hin und her zu schieben, dann runzelt sie die Stirn und sieht mich fragend an. »Wie lange haben Sie diese Alpträume schon?« Ich zucke die Achseln und lehne mich im Stuhl zurück. Er ist ergonomisch geformt und deswegen so unbequem, dass er immer drückt, egal, wie man darauf sitzt. Sicher eine Taktik, damit sich die Patienten in der Praxis nicht zu wohl fühlen. »Ich glaube, es begann vor zwei Monaten, aber seitdem ist es schlimmer geworden. Die Bilder werden klarer. Bedrohlicher.« Ich lege den Kopf schief und sehe sie an. »Denken Sie, das hat etwas zu bedeuten?« Sie lächelt nachsichtig und nippt an ihrer Teetasse. »Traumdeutung ist Humbug, Lex, so viel kann ich Ihnen versichern. Das war vor ein paar hundert Jahren Mode. Vermutlich stammen die Bilder aus einem Film, den Sie einmal gesehen haben. Oder aus einem VR-Game.« Sie runzelt

die Stirn. »Sie sind doch keiner von diesen VR-Junkies, oder?«

»Nein«, erwidere ich hastig. »Sie kennen doch meine Akte. Wenn ich ein Chiphead wäre, würden Sie das in meinen Hirnscans sehen, oder nicht?«

»In der Regel ja. Aber es gibt mittlerweile VR-Chips, die sehr subtile Veränderungen im Gehirn hervorrufen und damit lange unentdeckt bleiben. Sind Sie sicher, dass Ihnen niemand etwas untergeschoben hat?«

Ich nicke. Meine Aufenthalte in der virtuellen Realität sind überschaubar. Hin und wieder gönne ich mir einen Actionstreifen, um mich abzureagieren, oder ein Adventure, um mich in Form zu bringen, wenn mir der Hometrainer zu langweilig wird. Und natürlich sind da noch die Schulungs-Chips, die zum monatlichen Standard in der Firma gehören. Aber sonst bleibe ich lieber in der echten Welt. Ich kenne Kollegen, die sich regelrecht das Hirn weggeröstet haben, beim Versuch, noch extremere VR-Erfahrungen zu machen, weil ihnen die Realität zu schal und reizlos erschien. Nein, so will ich nicht enden.

Nervös rutsche ich auf meinem Stuhl hin und her. Die Frage brennt mir unter den Nägeln, aber ich will sie trotzdem nicht stellen. Also beginne ich behutsam. »Ich schlafe nicht gut, seit ich diese Träume habe. Das sieht man auch auf meinen Scans. Ich glaube, das Management ist nicht besonders zufrieden damit. Kein Freier will einen reizbaren oder unausgeschlafenen Puppel. Einer wollte schon sein Geld zurück, weil ich beim Vorspiel ständig gähnen musste.«

Die Frau nickt ernst. »Ich verstehe. Es gibt natürlich medizinische Möglichkeiten, aber Sie können es auch mit Sport versuchen oder ...«

»... warmer Milch?« Ich muss lachen, doch ihr verblüffter Gesichtsausdruck irritiert mich. Erst dann wird mir klar, dass meine Worte keinen Sinn ergeben. Wieso warme Milch? Woher glaube ich zu wissen, dass das hilft? Vermutlich hab ich es aus einem Film. Ich versuche, die Situation zu retten. »Das wirkt doch, hab ich gehört?«

Sie nickt und notiert wieder etwas auf ihrem Touchpad. Ich glaube zu sehen, dass sie ein Ausrufezeichen daneben malt. Trotzdem verrutscht ihr Lächeln kein bisschen, als sie zu mir aufsieht. »Ja, angeblich. Sie können es gern versuchen.«

»Schon, aber ...« Ich presse die Lippen aufeinander und fühle mich unwohl, es auszusprechen. »Könnte es auch *daran* liegen?« Ich tippe mir mit dem Finger sacht gegen die Schläfe.

»An Ihrer Programmierung, meinen Sie?« Sie lacht. »Ich bin Ärztin, Lex, keine Ingenieurin. Wenn Sie glauben, dass etwas an der Technik

defekt ist, müssen Sie mit dem Management sprechen.«

»Ich dachte ja nur«, druckse ich, »vielleicht könnte man die Hormonregulation noch einmal überprüfen?«

»Machen Sie sich keine Sorgen«, erwidert sie bestimmt, »da ist alles in bester Ordnung. Aber wenn Sie möchten, halte ich Rücksprache mit dem Management, vielleicht kann ich Ihre Transmitterdosis ein wenig anpassen. Das könnte beim Durchschlafen helfen.«

Ich nicke und lächle breit. »Danke, das wäre nett.«

»Haben Sie sonst noch ein Anliegen?«

Ich schüttele den Kopf und stehe auf. Es ist eine Wohltat, den grässlichen Stuhl zu verlassen. »Danke für Ihre Hilfe, Doc. Bis bald.«

Sie betätigt den Türknopf und lässt mich nach draußen. Drei weitere Puppets warten im Vorraum darauf, aufgerufen zu werden: Tris, Edelle und Finley. Edelles Besuch wundert mich nicht, ihr Implantat wurde vor einigen Tagen erneuert und die Stelle sieht immer noch rot und geschwollen aus. Unter ihrem silberweißen Haar schimmert die Rötung hervor wie ein Alarmsignal – das dürfte ihren Freiern kaum gefallen. Die anderen beiden machen keinen kranken Eindruck, aber das muss nichts heißen.

Ich nicke ihnen kurz zu, dann mache ich mich auf den Weg zu meinem Apartment. Ich blinzle zweimal, murmle »Uhrzeit« und sie erscheint auf meinem Retinadisplay: 14:47 Uhr. Noch drei Stunden. Ich bemerke ein angenehmes Kribbeln in meiner Brust, das sich bis in meine Fingerspitzen zieht. Noah. Verrückt, dass ein Freier ein solches Gefühl in mir auslöst. In den letzten drei Jahren habe ich gelernt, allen Freiern mit einem gewissen Wohlwollen zu begegnen, schließlich ist das meine Aufgabe, aber Noah – er ist anders. Vom ersten Abend an hatte ich den Eindruck, eine Vertrautheit zwischen uns zu spüren, die ich so noch nie erlebt habe. Ich schüttele den Gedanken ab. Es ist unprofessionell, einen Freier dem anderen vorzuziehen. Wir Puppets sind keine einfachen Prostituierten, wir sind Luxusware. Optisch aufs Ideal getrimmt, körperlich fit, gesund und mit den neuesten Errungenschaften des Body-Engineerings ausgestattet. Der Chip hinter der Schläfe, der den Hormonhaushalt reguliert, und der winzige Datencomputer im Genick, der alle Körperfunktionen überwacht, sind nur zwei Beispiele. Kein Wunder also, dass ein Abend mit einem Puppet ein kleines Vermögen kostet. Dafür bleiben bei uns auch keine Wünsche offen.

Der »Puppet Palace« liegt am Rand der Metropole, dort, wo die Regierung vor etwa hundert Jahren mit viel Mühe ein neues Biotop

gezüchtet hat, um die Smogbelastung zu reduzieren. Der Gebäudekomplex ist riesig, bestehend aus Büros, Werkstätten, Trainingsräumen und repräsentativen Zimmern für gediegene Treffen. Von außen würde niemand auf den Gedanken kommen, was hinter den verspiegelten Fenstern und der verchromten Fassade verkauft wird. Kein Wunder, Diskretion wird hier großgeschrieben.

Ich durchquere den begrünten Innenhof und atme die frische Luft ein. Die meisten Bäume, die hier stehen, sind echt, einige dagegen Hologramme. Man kann sie kaum unterscheiden, höchstens am Duft. Alle Puppets wohnen in kleinen, nahezu quadratischen Bungalows mit je zwei Apartments am anderen Ende des Komplexes. Die Ausstattung ist Spitzenklasse, alles neuester Standard. Freier empfangen wir hier nicht, es ist unser persönliches Domizil.

Neben den Ledersesseln, den Möbeln aus Chrom und Glas und der komplett technisierten Küchenzeile gibt es auch ein paar individuelle Elemente. Auf dem Weg zum Hobbyraum streift mein Blick die Fotos, die an der Wand hängen, angeordnet in einem sauberen Quadrat. Meine Mutter, mein Vater, meine Schwester. Sie alle lächeln wie in einer Werbung für Sojakäse oder Bausparverträge. Ich muss ein Seufzen unterdrücken. Vor Jahren schon sind sie mit einem Shuttle zu einem der neuen Kolonialplaneten aufgebrochen, eingefroren für hunderte Jahre, bis sie ihr Ziel erreichen. Es ist ein komisches Gefühl zu wissen, dass ich sie nie wieder sehen oder mit ihnen sprechen werde, obwohl ich sie nicht wirklich vermisse. Vermutlich sind sie mir schon zu fremd geworden. Ich kann mich kaum an sie erinnern, weder an ihr Lachen noch an ihre Stimmen. Ohne die Fotos hätte ich sicher auch ihr Aussehen vergessen. Eine bizarre Vorstellung.

Ich zögere kurz, und im selben Moment flackert ein Bild vor meinem geistigen Auge auf. Die Frau aus meinem Traum. Ihr Gesicht panisch verzerrt, die Augen weit aufgerissen. Blonde Locken fallen ihr in die Stirn.

Ich blinzele es beiseite und aktiviere mit einem Sprachbefehl den Musikkanal, um mich abzulenken. Beim Gedanken an Noah muss ich grinsen und komme mir wie ein verliebter Teenager vor. Nur noch drei Stunden. Zeit für ein wenig Training.



Die Schlangengrube

Thomas Pregel

In blutroten Leuchtbuchstaben steht der Name über der Tür: Schlangengrube. Die einzelnen Buchstaben sind wenig fantasievoll aus den namensgebenden stilisierten Reptilien geformt. Einladend wirkt es nicht. Die Tür, über der der Namenszug prangt, ist ein tief in eine dunkelgraue Betonwand eingelassenes Rechteck ohne Fenster. Ohne Klinke oder Klingel. Auch die Straße, an der dieses Etablissement liegt, ist wie ausgestorben. Kein Auto fährt, kein Passant geht vorbei, nirgendwo ein Geräusch, nicht einmal ein bellender Hund, der zu später Stunde ausgeführt wird. Alle Fenster in der Umgebung sind dunkel, die Bäume kahl – dabei fühlt es sich zu warm für Winter an – und die Straßenlaternen werfen einen mattgelben, leicht schwefeligen Schein. Ich sehe mich um und kann mich des Eindrucks nicht erwehren, schon einmal hier gewesen zu sein, aber das ist mehr das Gefühl eines Déjà-vus als eine Erinnerung.

Dann sehe ich an mir herab und weiß, dass der Eindruck stimmt. Ich bin nackt. Über meinem ausgestreckten linken Arm liegen, sorgfältig zusammengefaltet, Hose, Unterhose, Hemd, Krawatte und Sakko, in der Hand halte ich schwarze, auf Hochglanz polierte Lederschuhe mit hineingestopften Socken. Es sieht aus wie Arbeitskleidung, ich bin mir nur nicht sicher, ob ich tatsächlich als Bürohengst arbeite. Dafür habe ich eine heftige Erektion. Warum? Aus Vorfreude? Die Situation ist lächerlich, wenn man es genau betrachtet, aber mein Schwanz steht wie eine Eins, als wüsste er Dinge, von denen ich noch immer keine Ahnung habe. Oder etwa doch? Dieser Namenszug da oben über meinem Kopf kommt mir langsam bekannter vor ...

Von ganz allein öffnet sich plötzlich die Tür. Sie schwingt nach innen auf und entlässt einen Schwall feuchtwarmer Luft, der mich umfängt und mir, als wolle er mich betäuben, einen stechenden chemischen Geruch nach Desinfektionsmitteln auf alle Sinne drückt. Mir tränen beinahe die Augen davon. Als ich die Attacke weggeblinzelt habe, blicke ich in einen dunklen Schacht, der tief in das Gebäude hineinführt. Weitere Türen oder Räume sehe ich nicht, nur die vage Ahnung, dass der Gang abwärts führen könnte, in einen Keller, in

weitere dunkle Räume – und etwas macht klick in meinem Gehirn. Ich weiß, dass ich früher oft an anderen Orten dieser Art gewesen bin und dort viel Spaß hatte. Das Ambiente mochte einladender gewesen sein, aber wenn ich auf meine unveränderte Erektion vertrauen darf, dann ist das eher eine Nebensächlichkeit. Ich trete ein.

Hinter mir schließt sich die Tür sofort, und eigentlich müsste ich jetzt in völliger Dunkelheit stehen. Stattdessen ist da ein diffuses, weiches Licht, das aus den Wänden zu sickern scheint. Angst jagt mir das nicht ein. Ich gehe weiter. Nach ein paar Schritten taucht vor mir ein kleiner Hocker auf, auf den ich meine Kleidungsstücke ablege, weil ich mir sicher bin, sie vorläufig nicht mehr zu brauchen. Ich gehe weiter, schneller jetzt, suchender, immer der wegweisenden Spitze meines Steifen nach. Obwohl ich nirgends an eine Treppe komme und auch kein einziges Mal das Gefühl habe, ein Gefälle hinabzulaufen, spüre ich, dass ich mich immer tiefer unter die Erde bewege, dorthin, wo ich früher so viele Nächte in angenehmer Gesellschaft verbracht habe. Wann war das noch mal? Ich kann mich nicht daran erinnern.

Nach zwei, vielleicht auch drei oder vier Minuten habe ich mein Ziel erreicht. Vor mir öffnet sich ein mit bronzenem Zwielight angefüllter Raum, in dem es noch wärmer ist als ohnehin schon. Auch der chemische Geruch wird um eine Nuance stärker. Nicht ganz so wie in einem Krankenhaus, nicht unbedingt klinisch rein, eher in der Nase kitzelnd und die Gehirnwindungen zum Flattern bringend. Ich fange an zu schwitzen, und automatisch wandert meine Rechte nach unten zu meinem Schwanz und fängt an, ihn zu streicheln und zu massieren. Ich schaue mich um, suchend, prüfend. Außer mir scheint niemand da zu sein. Ich spüre einen leisen Stich der Enttäuschung. Hier hätten noch andere sein müssen, schießt es mir durch den Kopf. Ein solcher Ort macht ohne die Anwesenheit anderer keinen Sinn. Wo sind sie alle? Gibt es vielleicht noch einen weiteren Raum, in dem sie auf mich warten? Aber ich kann nichts entdecken, keinen Durchgang, keine Ecken. Immerhin sehe ich, dass ich mich in einem Gewölbe mit glatt verputzten Wänden befinde, die sich in zwielightigen Schatten verlieren. Und ich sehe das Andreaskreuz, das unweit von mir aufgestellt ist. Ob es schon da war, als ich eintrat, kann ich nicht sagen, und im Grunde ist das auch nicht wichtig. Wichtig ist nur, dass es jetzt da ist, dass es für mich da ist. Mit einem breiten Grinsen im Gesicht gehe ich darauf zu und fange an, mich daran festzuschnallen. Dafür brauche ich keine Hilfe, das System ist idiotensicher. Um die Schlaufen an den Füßen festzuziehen, benötigt man nur seine Hände, während

die Schlaufen für die Hände konstruiert sind wie Galgenknoten: Man muss nur hindurchschlüpfen und kurz sein Gewicht dranhängen, schon umschließen sie sanft die Gelenke. Das Leder fühlt sich wunderbar weich an, so als hätten schon diverse Männer vor mir in diesen Schlingen gesteckt.

Und dann warte ich. Mein Schwanz pocht inzwischen schmerzhaft, er scheint genau zu wissen, dass gleich etwas passieren wird, obwohl nichts darauf schließen lässt. Ich bin allein hier unten, hänge nackt an einem Andreaskreuz, schwitze und warte. Wenn überhaupt riecht es nur noch stärker nach Chemie.

Ich muss ein Weilchen weggetreten sein, denn plötzlich stehen sie vor mir: fünf Männer, alle nackt und steif und mich anstarrend. Ganz rechts außen steht ein Asiate, klein und gedrungen, gelblich, die Augen so mandelförmig, dass sie nur noch Schlitze zu sein scheinen und sonst nichts; im Gesicht trägt er ein serviles Grinsen zur Schau. Neben ihm steht einer, der könnte Engländer oder Ire sein, auf jeden Fall ein keltischer Typ: teigig, rothaarig, sommersprossig, und wenn er lächelt, was irgendwie ironisch bis zur Hinterlist wirkt, blitzen zwischen seinen Lippen schadhafte Zähne auf. Als nächster kommt eine Art Wikinger, auf jeden Fall sehr blond und wallend – selbst aus seinem Brusthaar könnte man ihm vermutlich noch zottelige kurze Zöpfe flechten –, riesengroß, brutal und verschlagen wirkend. Der Vorletzte in der Reihe ist definitiv ein Südländer, der Teint ein dunkles Oliv, die Behaarung schwarz, dicht und struppig, sein Lächeln lüstern bis zur Perversität. Und der fünfte schließlich ist ein schwarzer Riese, muskelbepackt, mächtige Pranken, krause Haare und mit nichts als geistlosem Trieb in den Augen. Onkel Tom in der Pornoversion, denke ich noch und kann ein gewisses Erschrecken darüber, so anfällig für Stereotype zu sein, nicht verhindern, da geht es auch schon los.

Mit einem neuerlichen Schwall chemischen Dufts – es ist nicht Poppers, jedenfalls nicht nur – stürzen sich die fünf Männer auf mich.



MEINS

Barbara Corsten

»Leo, wie zur Hölle kommt man an so ein zauberhaftes Hexenhaus?«, fragte Mic seinen besten Freund.

»Ganz einfach, über das Internet. Nach dem Fiasko und der Scheidung von Uwe brauchte ich dringend eine Luftveränderung und was könnte da besser sein als ein Umzug von Essen an die Nordsee?«, antwortete Leo Melschers und starrte weiterhin aus dem Fenster des Transporters auf das kleine, mit Reet gedeckte Haus. Kletterrosen umrankten den Eingang und vereinzelt späte Blüten boten das reizende Bild eines Postkartenidylls.

»Die Anzeige war vielversprechend und irgendwie schien es mich zu rufen. Hab einfach Glück gehabt. Es kam zum richtigen Zeitpunkt.«

»Wenn einer Glück verdient, dann du, nach allem, was dieses Arschloch mit dir abgezogen hat. Dennoch seltsam, dass sich niemand aus der Umgebung für ein Haus direkt am Meer interessiert hat.«

Dann grinste Mic frech.

»Wer steht schon auf sechs Stunden Gezeitenmatsch vor der Haustür?«

Seine Witzelei hatte Erfolg. Endlich kam wieder Bewegung in Leo und er wandte ihm das Gesicht zu.

»Das ist kein Matsch«, widersprach er, »sondern ein bedeutendes Naturschutzgebiet. Da passen so seltene Vögel wie ich genau hin.«

Als er das Mitleid in Mics Augen sah, befahl er kurz angebunden:

»Komm, lass uns den Wagen ausräumen.« Vorsichtig stieg er aus dem Auto, sein lahmes Bein hinter sich herziehend.

Er fummelte einen großen, verschnörkelten Schlüssel aus seiner Jackentasche und öffnete die Tür.

Leo hatte das Haus möbliert gekauft und so waren seine Habseligkeiten, bestehend aus seiner Kleidung und wenigen persönlichen Gegenständen, dank Mics Hilfe schnell im Haus.

Sie wanderten von Zimmer zu Zimmer und verteilten die Kartons entsprechend. Ausräumen wollte Leo erst am nächsten Tag. Lediglich in der ersten Etage bezogen sie das Bett und witzelten über den

vorherigen Hausbesitzer.

»War der Pfarrer oder was? Meine Güte, in wirklich jedem Zimmer hängt ein Kreuz«, sagte Leo und hing umgehend einige ab.

»Sogar im Badezimmer!«, stellte er kopfschüttelnd fest. »Mit einem Gott, der mit jemandem wie mir nichts anfangen kann, will ich nichts zu tun haben«, erklärte er kategorisch.

Mic schleppte noch ein paar der schwereren Kartons ins Wohnzimmer, bald würde er sich auf den Rückweg nach Essen machen, da er morgen Mittag einige wichtige Termine hatte, die sich nicht aufschieben ließen.

Leo wurde es ein wenig mulmig. Er war schon öfter allein gewesen, doch noch nie so fernab anderer Menschen. Nun stand er vor der Terrassentür des Wohnzimmers und starrte melancholisch hinaus in den verwilderten Garten und das dahinter liegende Meer.

Die aufsteigende Flut schickte Welle um Welle das Watt hinauf. Der Schrei einer einzelnen Möwe verstärkte die Stille, die lediglich vom gleichmäßigen Rauschen des Meeres unterbrochen wurde.

Er wollte nicht, dass Mic fuhr, wollte viel lieber ... aber das lag außerhalb seiner Wünsche. Schon einmal hatte er sich eingebildet, Signale von Mic aufzufangen, und hatte sich geirrt. Dummerweise war er anschließend auf Uwes Avancen eingegangen und das war der Fehler seines Lebens gewesen.

Leo fröstelte unter einem plötzlichen, kalten Hauch in seinem Nacken. Er schauderte, schlang seine Arme um den Leib und war so in Gedanken versunken, dass er Mic erst bemerkte, als dieser mitfühlend einen Arm um seine Schulter legte.

»Ich würde diesem Dreckskerl Uwe am liebsten im Dunkeln begegnen – mit einem Baseballschläger in der Hand. Er hat dir alles genommen und du hast dich nicht einmal gewehrt, hast es ihm kampflos überlassen.«

Leo zuckte mit den Schultern.

»Rein rechtlich war alles legal. Uwe hatte sämtliche Verträge unterschrieben. Vor dem Gesetz gehörte alles ihm, auch wenn ich es bezahlt habe. Ich bin kein Kämpfer, bin es nie gewesen.« Unwillkürlich legte er eine Hand auf sein kaputtes Bein. »Jetzt werde ich es nicht mehr werden. Die homophoben Schweine in der Gasse damals haben ganze Arbeit geleistet. Aber ich habe überlebt, nur das zählt.« Leo bemerkte aus dem Augenwinkel Mics nachdenklichen Blick.

»Was?«, fragte er.

»Ich weiß nicht – Leo, kam es dir nie seltsam vor, dass es keine Zeugen

gab, die den Mordversuch beobachtet hatten? Uwe und du, ihr seid zusammen aus dem Club rausgegangen. Er hätte doch etwas bemerken müssen«, antwortete Mic.

»Ich kann mich an nichts erinnern, was vor meinem Erwachen im Krankenhaus passiert ist. Uwe blieb wegen eines Anrufs zurück, hat er mir später erzählt. Findest du es nicht sehr weit hergeholt, aus einer homophoben Attacke ein Mordkomplott zu schmieden, nur weil du Uwe nicht leiden kannst? Wer sollte mich schon umbringen wollen, und warum? Vor allem da ihm nach diesem endlosen Scheidungskampf das meiste von mir sowieso gehört. Ich hatte genug davon mich wegen Besitzurkunden, Rentenausgleich und Dolby Surround Anlagen mit ihm zu zanken.«

»Nur seltsam, dass dieses Gezanke erst losging, nachdem du aus dem Krankenhaus entlassen wurdest. Wie lange hat er dich vor dem Überfall bearbeitet, bis du das neue Haus kaufst, den Wagen, die Einrichtung. Gibt es eigentlich etwas, das er selbst bezahlt hat? Eure Urlaube oder andere Dinge? Gut, dass er nie Zugriff auf deine Aktien und deine Konten hatte, selbst als ihr verheiratet wart. Ich wette, er hätte das komplette Erbe deiner Eltern verbraten oder zumindest hätte er es nach eurer Scheidung gefordert.«

Dies war ein Gedanke, den Leo nicht zulassen wollte.

Den Zweifel, den Mics Worte gesät hatte, schob er in den hintersten Winkel seines Bewusstseins. Es war nicht das erste Mal, dass Mic Zweifel an Uwes Gesinnung äußerte, aber Leo hatte es immer auf die gegenseitige Antipathie der beiden geschoben. Und Uwe Habgier zu unterstellen, war immer noch etwas anderes als einen Mord. Eventuell hatte er sich in Uwes Charakter geirrt, aber diese Unterstellung ging ihm im Grunde doch zu weit. Denn wo fing dieser Gedanke an und wo sollte er enden? Er müsste sein ganzes Leben und alle Entscheidungen infrage stellen. Nicht zuletzt den Umzug in die maritime Einsamkeit nach dieser nervenaufreibenden, langwierigen Scheidung.

Er schluckte schwer und ahnte, dass Mic ihm seine Zweifel ansah. Er hatte schon immer in ihm lesen können wie in einem offenen Buch.

»Ich lasse dich in dieser Stimmung ungern allein zurück, Leo. Diese Einsamkeit – du hast ja noch nicht einmal Nachbarn, geschweige denn ein Auto.«

Leo zuckte die Schultern und versuchte auf diesem Weg, die ihn umfangende, depressive Stimmung abzuschütteln.

»Es gibt Lieferdienste und nächste Woche kaufe ich mir einen neuen Wagen, sobald ich mich eingerichtet habe. Mir geht es gut, es ist nur

die herbstliche Aussicht und das Fallen der Blätter. Das zieht mich runter. Du weißt, dass mich die Jahreszeit immer auf ihre eigene Reise mitnimmt.«

Mic antwortete nicht und als Leo sich zu ihm umwandte, sah er Hilflosigkeit in dessen Blick.

Resolut öffnete Leo die Tür und trat einen Schritt auf die Terrasse, nahm bewusst den Verlust der Wärme von Mics Umarmung in Kauf und sagte: »Komm, lass uns noch eine Tasse Kaffee trinken, ehe du dich auf den Rückweg machst. Ich habe noch eine volle Thermoskanne, die ich beim letzten Tankstopp aufgefüllt habe.«

Die Gartenmöbel waren schnell aus dem kleinen Holzschuppen geholt und bald saßen sie auf der Terrasse, obwohl ihnen ein kalter Wind um die Nase blies. Nach der langen Autofahrt tat die frische Luft einfach gut.

Einvernehmlich schweigend genossen sie die Aussicht und hielten ihre Tassen in den Händen, um die Wärme zu nutzen.

Nachdenklich sagte Leo: »Weißt du, ich bin noch nicht einmal traurig über das Ende dieser Ehe, sondern eher über die Art und Weise, wie es vonstattenging. Die ganze Schmutzwäsche, ich würde ihn angeblich schlagen, ihm seine Freunde verbieten und zu Hause einsperren. Sieh mich doch an, wie soll das funktionieren? Wieso der Richter auf diesen gekauften Zeugen reingefallen ist, ist mir ein Rätsel. Aber dass ich ihn mit seinem Loverboy in unserem Bett erwischte, hat er natürlich geleugnet. Ich habe einfach dem Falschen vertraut. Wenigstens habe ich dich – du bist und bleibst mein bester Freund.«

Leo sah überrascht auf, als Mic plötzlich aufstand und um den Tisch zu ihm herüberkam. Er stützte seine Hände rechts und links auf die Armlehnen von Leos Stuhl und beugte sich zu ihm herunter. Voller Ernst und schlecht verhohlenen Ärger sah er ihm in die Augen. Wäre es nicht Mic, wäre Leo diese Nähe zu viel gewesen.

»Wie lange kennen wir uns schon, Leo? Seit 18 Jahren? Und du hast nie gemerkt, dass ich weit mehr sein will als nur ein guter Freund?«

Noch bevor Leo die Worte verarbeitet hatte oder darauf reagieren konnte, ertönte ein dermaßen gewaltiges Krachen aus dem Haus, dass die Fenster leise in ihren Rahmen klirrten.



Zwillingsturm

Juliane Seidel

Das düstere Schattenwesen beschrieb einen eleganten Bogen am nachtschwarzen Himmel, bevor es mit hoher Geschwindigkeit auf Nazar zuschoss. Mit der Dunkelheit im Rücken war es fast unmöglich es wahrzunehmen, doch er wusste, wie er die Kreaturen erkennen konnte, die jede Nacht den weißen Turm am Rande des magischen Waldes angriffen. Man musste sich nur auf die Aura des Angreifers konzentrieren, dann sah man das rote Glühen in den unergründlichen Augenhöhlen. Nazar festigte seinen Stand und hob das Wächterschwert, um den richtigen Moment nicht zu verpassen. Das war wichtig, denn wenn er zu wenig Kraft in den Schlag legte, das Wesen an der falschen Stelle traf oder gar verfehlte, würde es ihn von den Füßen reißen und ...

Im nächsten Moment erreichte es ihn. Nazar spürte die Hitze, die es verströmte, die unsichtbaren Flammen, die über seine schweißfeuchte Haut leckten. Er zielte auf die Brust seines Angreifers, die hinter nebulösem Stoff verborgen war. Dort befand sich die Schwachstelle der Schatten, dort konnte man sie mit einem einzigen Schlag vernichten. Zwischen den wehenden Stoffbahnen sah er deutlich das rötlich schimmernde, faustgroße Zeichen aus verschlungenen Linien, das den anderen Turmwächtern verborgen blieb.

Flammen schlugen ihm entgegen – ein Hinweis dafür, dass seine Attacke erfolgreich war – gepaart mit einem Kreischen, das in seinen Ohren klingelte. Die Klinge seines Schwertes glühte weiß auf, doch die Hitze erreichte ihn zum Glück nicht, denn das Material der Waffe absorbierte das Feuer. Lediglich einige Flammen züngelten über seine Arme und fügten ihm leichte Verbrennungen zu. Nichts, was Nazar nicht gewöhnt war. Derartige Verletzungen hatte er bereits in seinen ersten Kämpfen gegen die Schattenwesen davongetragen. Inzwischen waren seine Hände und Arme mit Narben übersät.

Das Schattenwesen zerbarst in schwarze Nebelfetzen, die vom Wind davongetragen wurden. Nazar stieß den angehaltenen Atem aus und ließ das leuchtende Schwert sinken. Das Glühen flaute erst nach einer

Weile ab und raubte ihm für eine gefühlte Ewigkeit die Fähigkeit zu sehen. Als sich seine Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten, hatte er den Eindruck, die Nacht sei noch dichter und undurchdringlicher als zuvor.

»Gute Arbeit.« Ein plötzlicher Schlag auf die Schulter ließ ihn taumeln. Er rammte das Schwert in die Wiese und stützte sich darauf ab. Sein Blick streifte Loka, dann sah er zum Turm hinauf. »Du bist wirklich der beste Turmwächter, den ich je gesehen habe, Nazar.«

»Ach was. Ich weiß nur, wo diese Biester am verletzlichsten sind.« Er wandte sich zu Loka, die ihm ein warmes Lächeln schenkte. Sie trug eine Lederrüstung, ihre Hände steckten jeweils in einem silbern glänzenden Handschutz, in dem eine Klinge aus Chiril verborgen war. Jeder Wächter führte eine Waffe aus diesem seltenen Metall. Es absorbierte die starke Hitze, die von den sterbenden Schatten ausging.

»Allein dieses Wissen hat uns viele Siege beschert. Wenn ich daran denke, dass die alten Wächter uns gelehrt haben, ihre Fratzen anzugreifen, anstatt uns auf ihr Herz zu konzentrieren ...« Sie schlug die Faust in ihre Handfläche. Loka war schon viele Jahre eine Wächterin des Weißen Turms – neben seinem Vater hatte sie die Aufgabe übernommen, ihn auszubilden. Wahrscheinlich war das der Grund, weswegen sie für die meisten Nachtwachen zusammen eingeteilt waren. Sie ergänzten sich perfekt. Während er mit dem Schwert gegen die Schatten kämpfte, bevorzugte Loka den direkten Faustkampf.

»Zufall«, wiegelte Nazar ab. »Irgendwann hättet ihr es auch herausbekommen.«

Loka schüttelte den Kopf. »Seit über dreißig Jahren kämpfe ich jede Nacht gegen diese Schatten, aber das Symbol, von dem du immer sprichst, habe ich noch nie gesehen. Du bist für den Kampf gegen diese Wesen geboren. Mit deiner Hilfe können wir sie vielleicht eines Tages für immer besiegen.«

»Dafür müssen wir in den Wald und herausfinden, woher sie kommen«, sagte Nazar und ein Funke Hoffnung glomm in ihm auf, endlich auf die Suche nach dem Ursprung ihrer Feinde zu gehen. Er blickte gen Norden, wo der magische Wald begann und sich über viele Meilen bis zu den Bergen am Horizont erstreckte. Legenden nach bestand er aus unzähligen uralten Eichen, Buchen und Fichten und undurchdringlichem Unterholz. Die Bäume ständen so dicht, dass kaum ein Sonnenstrahl bis zum Boden reichte. Man erzählte von seltsamen Tieren und natürlich von den Schatten, die im Herzen des

Waldes hausen sollten. Daher hatte Nazar den anderen Wächtern schon vor vielen Monaten den Vorschlag unterbreitet, den Geheimnissen des Waldes auf den Grund zu gehen – vergeblich. Niemand unterstützte ihn bei seinem Vorhaben, zumindest einen Tag lang in Richtung der weit entfernten Gebirge zu wandern und herauszufinden, wo der Ursprung dieser Kreaturen lag.

Angeblich wurde jeder von ihnen für den Schutz des Turmes gebraucht – immerhin gab es nur zehn Wächter und aktuell keine neuen Anwärter – doch Nazar vermutete, dass Loka und die anderen einfach nur Angst hatten. Er konnte es in ihren Augen lesen, auch wenn sie es wortreich abstritten.

»Du weißt doch, warum das nicht geht.« Loka klopfte ihm auf die Schulter und wandte sich dem Turm zu. Nazar folgte ihrem Blick und betrachtete das hohe, schlanke Gebäude aus weißem Gestein, das er seit fast fünf Jahren mit seinem Leben beschützte. Wie alle Wächter war er nie im Inneren gewesen, denn es gab weder Türen noch Fenster. Nur weit oben, direkt unterhalb des Daches, schien eine Öffnung auf die Holzkonstruktion zu führen, die den gesamten Turm umlief wie eine Art Balkon. Das Holz wirkte weder alt noch modrig, sondern fast wie neu. Ebenso wies das Dach keinerlei Mängel auf, denn die dunklen Schindeln glänzten im fahlen Mondlicht. Weder Wind noch Wetter schienen dem Gebäude etwas anzuhaben, nicht einmal Pflanzen kletterten den weißen Sockel empor.

Schon als Kind, bevor er zum Wächter ausgebildet wurde, hatte er seinen Vater mit Fragen gelöchert: Warum existierte der Turm? Lebte dort jemand – ein Herrscher vielleicht? Aus welchem Grund tauchten die Schattenwesen jede Nacht auf? Wollten sie den Turm zerstören oder suchten sie einen Weg hinein? Was passierte, wenn die Wächter versagten?

Schon damals war man ihm die Antworten schuldig geblieben. Zumindest eine Frage hatte er sich inzwischen selbst beantwortet – er wusste, dass das Gebäude unbewohnt war. Niemand kannte die Hintergründe und den Sinn des Turms. Das Wissen der Wächter beschränkte sich darauf, wie man ihn gegen die Schattenwesen verteidigte. Sie wussten nicht einmal, wer ihnen den Auftrag gegeben hatte, den Turm zu beschützen.

Vielleicht war es der Turm selbst gewesen ...

Manchmal war er sich sicher, dass das weiße Gebilde am Rande des magischen Waldes einen eigenen Willen besaß. Als er sich dem Initiationsritus unterzog, hatte Nazar das unangenehme Gefühl, der

Turm beeinflusse sein Denken und Handeln. Damals war es ihm eine Zeit lang egal gewesen, was es mit dem Turm auf sich hatte, doch mit der Zeit verschwand das Gefühl. Inzwischen machte ihn die Unwissenheit wahnsinnig. Am liebsten wäre er zu dem Balkon emporgeklettert und hätte die Wahrheit des Turms ergründet.

»Die Sonne geht bald auf. Für heute haben wir es geschafft«, riss Loka ihn aus seinen kreisenden Gedanken. Sie streckte sich und streifte die Handschützer ab. »Lass uns nach Hause gehen.«

»Ich komme gleich nach.«

Die Wächterin hob die Augenbrauen und schüttelte den Kopf. »Du und deine Sonnenaufgänge ...«, murmelte sie und machte sich auf den Weg.

»Wir sehen uns heute Abend am Dorfplatz. Sei pünktlich.« Sie lief durch das Gras den anderen entgegen, die sich am üblichen Treffpunkt am Rand des Waldes einfanden, wo Wächtergenerationen vor ihnen eine einfache Hütte gezimmert hatten, um Kleidung, Waffen und Rüstung, aber auch Wasser und Nahrung zu lagern und sich in kalten Nächten am Feuer aufzuwärmen. Nazar entdeckte seinen Vater und seinen Cousin Ransar, die gemeinsam mit den Wächtern Hurik und Timor warteten. Es war der übliche Brauch der Turmwächter, nach einer anstrengenden Nacht gemeinsam zum Dorf zurückzukehren. Es lag eine halbe Wegstunde in Richtung Süden entfernt, am Rand des ungefährlichen Teils des Waldes.

Nazar wartete, bis die Gruppe vollständig war – zum Glück waren alle Wächter wohlauf – und sich auf den Weg ins Dorf machte, dann schlenderte er in Richtung Turm, ließ sich ins Gras sinken und wartete auf den Sonnenaufgang. Er brauchte Zeit für sich, um die kampfreiche Nacht abzuschütteln und sich zu sammeln. Sein Vater beendete eine solche Nachtwache mit einem Becher Brantwein, ebenso wie die anderen Wächter Timor, Arak und Patou. Der Hüne Hurik bevorzugte es, Holz zu hacken, bevor er sich seinen Kindern näherte, und Loka und die anderen beiden Wächterinnen zogen sich für ein paar Stunden zusammen zurück – ihr morgendliches Ritual war eine ausgiebige Waschung und ein gemeinsam zubereitetes Essen.

Nazar brauchte lediglich die ersten Sonnenstrahlen des Tages, um zu sich zu finden. Sein Blick wanderte den Weißen Turm hinauf, der im zarten Licht des Morgens wunderschön aussah. Die helle Oberfläche schimmerte in einem sanften Rosaton. Bald würden die ersten Vögel ein Lied anstimmen und die Erinnerungen an die Schattenwesen ein wenig verblassen – bis zur kommenden Nacht.

Das Knacken eines Astes durchbrach die idyllische Atmosphäre. Sofort

kroch die Anspannung in Nazars Körper zurück. Seine Finger fanden sofort den Weg zum Schwertheft, während er auf die Beine kam. Das Geräusch wiederholte sich, klang jedoch lauter als das zuvor. Und sie kamen direkt aus dem magischen Wald ...
Was war das?



Bestie

Tanja Meurer

•
Arras, Westfront, Schützengraben, Dienstag, 20.03.1917

Konrad schlug den Mantelkragen hoch und versuchte sich im Inneren des wassersteifen Stoffs vor dem sturzflutartigen Regen zu schützen, der auf sie alle niederprasselte. Für einen Moment war er versucht, den Helm neben sich zu legen, ließ es aber, denn ein Blick zu Heinrich verriet ihm, dass etwas in der Luft lag. Sein übersensibilisiertes, tierhaftes Gespür hatte bislang nie getrogen. Er saß mit in den Nacken gelegtem Kopf auf dem Boden, hielt den Helm mit einer Hand fest, beobachtete und lauschte. Konrad strengte sich an, mehr wahrzunehmen als die leisen Gespräche seiner Kameraden, das Geklapper des Essgeschirrs und das Prasseln der Tropfen auf den Bohlen: nichts. Was löste Heinrichs Anspannung aus?

Offenbar hatten auch andere bemerkt, dass etwas nicht stimmte. Die Unterhaltungen nahmen ab. Etliche starrten Heinrichs zerstörte Züge an. Atemlose Stille trat ein. Fast fühlte es sich an, als habe die Zeit angehalten. Nur der stetig fallende Landregen strafte den Gedanken Lügen.

Eine fingerbreite Wasserschicht hatte sich auf dem Holz gebildet, und obwohl es in den Fugen versickert war, stieg der Pegel. Konrad legte seine flache Hand auf die Bohlen. Bis auf die Stiefelritte von einigen seiner Kameraden nahm er keine Vibration wahr, dabei hätte er mit entfernten Gefechten gerechnet oder schweren Maschinen.

Er atmete aus und schaute wieder zu Heinrich. Dessen Nasenflügel blähten sich. Unsicherheit bohrte sich in Konrads Eingeweide. Wie zur Bestätigung begann die Bepankung in ihrem Rücken zu knarren. Er drehte sich um. Wurzeln hatten sich durch die Ritzen und Astlöcher geschoben. Konrad schluckte hart. Über kurz oder lang würden die Erdwälle in sich zusammensacken. Plötzlich fiel ihm das Atmen schwerer und ein Druck wie von Schlamm Massen zwang ihn nieder. Sein Kragen wurde ihm zu eng. Mit zitternden Fingern versuchte er, den oberen Knopf zu lösen, glitt aber an dem nassen Hornmaterial ab. Ihm wurde heiß.

Panikattacke, schoss es ihm durch den Kopf. Wenn er sich nicht zusammenriss, würde er einen Grabenkoller bekommen, ganz ohne Beschuss.

Sacht berührte Heinrich sein Bein mit dem Knie. Seine Nähe tat gut und half ihm zurückzufinden. Trotzdem hatte er das Gefühl in der Enge, Mann neben Mann, zu ersticken. Der kurze Moment reichte aus,

dass sich seine Lungen erneut zusammenpressten. Er warf den Kopf in den Nacken, sodass sein Helm zurückfiel und der Kinnriemen in seinen Hals drückte. Mit einer Hand löste er die Schnalle und starrte in den schlammgrauen Himmel. Kalte Tropfen prasselten ihm mit einer Heftigkeit ins Gesicht, dass es schmerzte. Aber es half ihm, sich zu beruhigen. Seine Sinne klärten sich. Tief sog er die kalte Luft ein und schloss die Augen.

»Hein, was is'?!«, wisperte Gutleut. »Gefahr?!«

Heinrich blieb ihrem Unteroffizier die Antwort schuldig. Als Fritz sich neben ihm auf die Füße stemmte, versetzte er Heinrich einen Schlag gegen die Schulter. »Du bist für nix gut!«

Eine kurze, scharfe Welle Wut wusch Konrads Angst fort. Er ballte die Fäuste, aber bevor er etwas sagen konnte, rammte Gutleut seinen Gewehrkolben auf die Bohlen, sodass das Essgeschirr einen Satz machte. Mit vorgeschobenem Kiefer bellte er: »Halt's Maul, Dörsam!«

Fritz überhörte Gutleut mit voller Absicht und starrte Heinrich an.

»Wofür haben wir dich denn, du Tier?!«

»Nimm den Mund nicht so voll, Fritz!«, zischte Konrad. »Ohne Heinrich würden einige von uns nicht mehr leben!«

»Klar, aber jetzt?« Fritz wandte sich ihm zu. In seiner Mimik lag blanke Verachtung. »Das Einzige, was er macht, ist wie ein Hund zu schnüff...« Mitten im Wort knickte er ein und brach in die Knie. Über seine Lippen kam ein jämmerlicher Laut. Wütend starrte er Heinrich an, verbiss sich aber jeden Kommentar. Niemand lachte über ihn, nur Konrad konnte seine Missbilligung kaum zurückhalten.

Jeder sah Heinrichs Fähigkeit, Gefahren zu wittern und sie alle am Leben zu erhalten, als normal an, dabei hatte er sie sich mit seinem Leben und auf Kosten seiner einstmaligen Schönheit brutal erkaufte. Die kurze Welle Zorn verebbte. Bis auf ihn kannte niemand Heinrichs Geheimnis. Besser, es blieb dabei. Er presste die Kiefer aufeinander, bis scharfe Stiche in Wangen und Nase zogen.

Von irgendwo über ihm kam das Brummen und Knattern von Propellern ... Er zuckte zusammen. Welche Maschinen waren es? Überall ließen die Männer ihr Essgeschirr fallen und griffen nach den Gewehren. Die ersten schnallten die Helme fest und stürzten zu den Leitern.

»Wartet!«, rief Heinrich. Seine Stimme klang belegt. Tatsächlich verebbte die brodelnde Bewegung. Angestrengt lauschte Konrad auf die Motorengeräusche der Doppeldecker. Für eine Fokker klangen sie zu ... Er konnte es nicht richtig einordnen, ihm fiel nur falsch ein.

Jemand stieß gegen ihn, als er sich vorbeidrängte. Unwillig knurrte er.

»Das sind keine von unseren Fokker!«, rief jemand weiter hinten.

Konrad hielt den Atem an. Mit in den Nacken gelegtem Kopf starrte er nach oben in die grauen Wolken, bis seine Augen brannten. Sein Genick tat ihm nach einer Weile von dem Gewicht des Stahlhelms weh. Er musste Meldung machen, konnte sich aber nicht rühren. Kamen sie überhaupt näher? Er kniff die Augen zu Schlitzern, um alles auszusperren, was sein Gehör behinderte.

»Das sind Aufklärer, vielleicht S.E.5A«, wisperte Heinrich. »Schotten oder Engländer vermutlich. Die wollen unsere Stellungen ...«

»Weiß ich selbst.« Konrad klang ungehaltener, als er wollte.

Das Pumpen der Luftverdrängung verdichtete sich. Sie kamen näher!

Ein furchtbar metallenes Scheppern brach in Konrads Konzentration ein und riss ihn in die Wirklichkeit zurück. Er fuhr zu dem Feldtelefon herum. Kurt nahm ab.

Atemlos, als sei es sein erster Tag, stieß er in den Hörer:

»Heeresgruppe Falkenhausen ...«

Eine schrille Stimme schnitt ihm das Wort ab und drang ungehindert durch Konrads Ohr in sein Gehirn, nur um von schweren Donnerschlägen unterbrochen zu werden.

Das war Artilleriefeuer! Er fuhr zusammen. In irgendeinem Abschnitt wurden sie unter Beschuss genommen ... aber warum drang der Lärm nicht bis hierher?

Ungeschickt richtete er sich auf. Heinrich zog die Knie an und machte ihm Platz. Rasch drängte Konrad den Frischling, Kurt Wachowski, zur Seite und griff nach dem Hörer. Just in dieser Sekunde überflog ein Doppeldecker den Graben. Konrad zog den Kopf zwischen die Schultern.

»Das sind britische Aufklärer!«, brüllte Gutleut über den Lärm hinweg. Konrad hörte instinktiv auf den scharfen Ton in seiner Stimme und legte den Kopf in den Nacken. Der Rotorenlärm verdichtete sich erneut und eine weitere S.E.5A schoss dicht über sie hinweg. Dieses Mal erkannte er die beiden blau-weiß-roten Flugzeugkokarden auf den Unterseiten der Tragflächen, die den Aufklärer zusätzlich als Teil der Streitkräfte der Entente auszeichneten. Er umklammerte den Hörer.

»Heeresgruppe Falkenhausen!«, donnerte er in die Sprechmuschel.

Direkt neben seinem Ohr schien eine Granate zu explodieren. Der Schmerz drang durch die Muschel in seinen Kopf und erschütterte ihn bis ins Mark. Seine Knie sackten weg und der Hörer schlug auf die

Bohlen. In seinem Kopf stampfte etwas Undefinierbares. Ein hoher, feiner Ton riss an seinen Nerven. Vor seinen Augen flimmerten Funken. Seine Welt bebte und die Erschütterung setzte sich in seinen Knochen fort. Er verlor die Bodenhaftung ... Am Rande seiner Wahrnehmung spürte er ein saches Zupfen. Mühsam sammelte Konrad alle Konzentration, um zu sich selbst zu finden. Vergebens, der Zustand des Schwebens wollte nicht weichen. Aber sein Blick fand einen Fokus: Heinrichs Gesicht, die unter dem Helm glühenden Augen, denen jedwede Menschlichkeit fehlte und die dennoch für ihn Leben und Liebe bedeuteten. Der Schleier bekam Risse. Langsam hörte sein Körper auf sich gegen die Schwerkraft zu stemmen. Das Bewusstsein, immer noch am Leben zu sein, gab ihm Kraft. Wankend stützte er sich auf die Hände und suchte auf dem schwammig-nassen Holz nach Halt. Sie standen nicht unter Beschuss; was er gehört hatte, war irgendwo an der Siegfriedlinie geschehen. Unsicher massierte er seine Schläfen. Mit dem Schwindel hob sich sein Magen. Der Druck in seinem Kopf kam von der kratzenden Stille. Blutete sein Ohr? Er tastete danach und starrte auf die Nässe seiner Finger. Die klare Feuchtigkeit stammte vom Regen. Innerlich atmete er auf, sicher normalisierte sich sein Zustand gleich wieder.

Bewegungen brachten ihn dazu, aus dem Kokon seiner eigenen Welt aufzuschauen. In seine Kameraden war Bewegung gekommen. Einige waren über die Leitern nach oben geklettert, andere scharten sich um Heinrich und ihn.

Hände streckten sich nach ihm aus, er bemerkte, dass Heinrich mit den anderen – vielleicht auch nur mit Hilmar Gutleut – sprach. Die Anspannung in den Gesichtern waren Schatten der Angst ... Konrad griff nach der nächstbesten Hand, die er erreichen konnte, und nahm jede Stütze in seinem Rücken dankbar an.

»... Rückz... abgesch...itten ...!«

Weder Stimme noch Worte konnte er einem Kameraden zuordnen. Die Warte in seinen Ohren ließ zunehmend mehr Geräusche durch. Jemand antwortete. Er verstand wieder nichts, schaute aber zu Heinrich. Abwesend sog sein Gefährte die Luft ein und schloss die Augen. Sein Verhalten verunsicherte Konrad.



Der Geschmack des Kusses

Jannis Plastargias

Noah saß am Ufer der Mosel und betrachtete abwechselnd die Marienburg und den Fluss, der gemütlich vor sich hinströmte und keine Sorgen zu haben schien. Der Dreizehnjährige wuchs wohlbehütet in einer wunderschönen Gegend mit vielen Rebhängen auf. Er war noch nicht in dem Alter, sich in eine Großstadt zu wünschen. Seine beiden Großväter wohnten in Köln. Sie beherrschten seine Gedanken, denn sie waren der Grund dafür, dass er das erste Mal über die Bosheit von Menschen nachdachte.

Noah hatte sich dreizehn Jahre lang keine Gedanken über Georg und Fred gemacht, dreizehn Jahre lang waren sie für ihn so normal und allgegenwärtig wie seine Geschwister gewesen, wie seine Mitschüler, wie alle Menschen, die er sonst kannte. Doch nach diesem Vormittag in seiner Klasse verstand er die Welt nicht mehr. Wie dumm sich seine Mitschüler verhalten hatten! Niemals hatte er erwartet, dass er, der sonst wegen seiner positiven, optimistischen, lustigen Art beliebt und respektiert war, plötzlich so krass angemacht werden würde, solch bescheuerten Kommentare zu hören bekäme.

Dabei hatte er nur von Georg und Fred erzählt, hatte sie in den wärmsten Farben beschrieben, als Großväter, wie man sie sich nur wünschen konnte. Er sollte über sein Vorbild reden, und diese zwei ganz besonderen Menschen passten für ihn am besten zu dieser Bezeichnung. Er hatte erzählt, wie sie ihm das Fahrradfahren und Schwimmen beigebracht, wie sie ihm nach und nach alle schönen Museen Deutschlands gezeigt und wie sie gemeinsam viele wunderbare Urlaube verlebt hatten. Die Mitschüler wurden immer lauter, je länger sein Vortrag dauerte. Zuerst hörte er das Wort *Schwuchtel* nur im Hintergrund, dann wurde es lärmiger, andere fielen ein, riefen: »Das ist doch nicht normal!« und »Das ist doch ekelhaft!« und irgendwann fragten die ersten: »Und blasen sie dir einen?« oder »Ficken sie dich?« Die Lehrerin griff eher halbherzig ein, sagte, sie sollten sich benehmen, mehr nicht.

Noah war ganz sicher genauso reif und intelligent wie die anderen,

ebenso wenig war er naiv, doch diese Reaktionen hatten ihn total überrascht. Als sie von der Ethiklehrerin die Aufgabe gestellt bekamen, ein Vorbild vorzustellen, war es für ihn selbstverständlich gewesen, Fred und Georg auszuwählen. Sie waren die liebevollsten, geduldigsten, herzlichsten Menschen, und, was schwerer wog, auch die klügsten und gebildetsten, die er kannte. Wenn Georg und Fred in eine dieser Talkshows eingeladen werden würden, dann hätten sie sicher mehr Intelligentes und Fortschrittliches zu sagen als all die Politikerinnen und Politiker, die gerade an der Macht waren, zusammen. Davon war Noah überzeugt. Deswegen verstand er nicht, wieso seine Mitschüler so einen Scheiß laberten.

Ein Vergnügungsschiff verursachte große Wellen. Er mochte dieses aufbrausende Geräusch, er mochte das Schäumen des Wassers. Die Natur war gut, die Menschen waren böse zu ihr – und noch schlimmer: zueinander. Er fragte sich, wie er morgen in der Schule auf seine Mitschüler reagieren sollte. Sollte er alles seinen Eltern erzählen oder musste er alleine damit klarkommen? Und Georg und Fred? Was sollte er zu ihnen sagen? Er wusste es nicht.

Noah war sich sicher, dass keiner seiner Freunde jemals die Großeltern gefragt hatte, wie sie sich kennengelernt hatten. Auch er war niemals auf die Idee gekommen. Georg war Witwer, das wusste er, er musste also eine Frau gehabt haben, sonst hätte er ja keine Tochter, sonst wäre Noah nicht auf der Welt. Doch was war mit Fred? Noah hatte nie genau nachgefragt. Wieso eigentlich nicht? Wieso hatte ihn das nicht interessiert?

Er wurde wütend auf sich selbst. Wie egoistisch konnte man sein? Er regte sich über das Verhalten der Mitschüler auf, doch war er so viel besser? Seine beiden Großväter wussten alles von ihm, während er in seiner eigenen Welt lebte und sich für niemanden sonst interessierte. So kam es ihm gerade zumindest vor. Das musste er dringend ändern. Auf der Stelle!

Er zückte sein Smartphone und rief Georg an, der sehr erfreut klang, als er Noahs Stimme hörte. Diese brach jedoch nach der Begrüßung: »Georg, kann ich dich und Fred bald ... sehen, sprechen. Es ist wichtig ...« Tränen rannen sein Gesicht hinunter, seine Stimme stockte, er konnte nicht mehr weiterreden. Er wusste nicht, ob er aus Trauer oder Wut weinte.

»Noah, was ist denn los? Ist etwas passiert? Wo bist du?«

Doch der Junge konnte nicht mehr reden, er war in seinen Tränen, seiner Traurigkeit und Wut gefangen.

»Fred und ich setzen uns sofort ins Auto und fahren zu dir, okay? ... Schick mir einfach deinen Standort per WhatsApp, Junge.«

»Ja, mach ich. Danke«, hauchte Noah schniefend ins Telefon.

Zwei Stunden später hatte er sich beruhigt. Geholfen hatte ihm das Schnippen der Steine in die Mosel. Und natürlich die Tatsache, dass er nun nachholen konnte, was er bisher versäumt hatte – seine Großväter richtig kennenlernen. Zum Glück war es in diesem September noch so herrlich angenehm warm. Wenn er Lust gehabt hätte, hätte er auch schwimmen können. Er hörte jemanden seinen Namen rufen und wusste sofort, dass es Fred war – niemand hatte so eine warme und helle Stimme wie er. Noch immer war er ein gefragter Hörspiel-Akteur, wobei er nur die Rolle der Guten bekam. Noah entdeckte, dass die beiden älteren Männer auf ihn zueilten. Georg sah etwas besorgt aus, während Fred wie immer grinste. Die letzten Schritte ersparte Noah ihnen und sprang auf sie zu, direkt in die Arme Georgs. Erleichtert drückte dieser Noah ganz fest an sich.

»Was ist geschehen, Noah?«, fragte er aufgeregt.

Bevor Noah antwortete, umarmte ihn Fred lange und wortlos.

Noah zeigte auf eine Bank am Ufer der Mosel, wo man sich hinsetzen konnte. Während sie hinüberschlenderten, erklärte Fred, dass er Noahs Lieblingslimonade in der Tasche hatte und sogar einen Kuchen.

»Stell dir vor, Noah«, sagte er, »als ob ich es gewusst hätte: Gestern stand ich in der Küche und habe einen Käsekuchen gebacken. Georg hat mich den ganzen Abend ausgelacht und gefragt, ob wir jetzt täglich ein Stück essen müssen, um den zu schaffen. Aber ich hatte so ein Gefühl ...«

Fred schmunzelte und Noah fühlte sich plötzlich geborgen und glücklich. So war das schon sein ganzes Leben lang gewesen, wenn er die beiden Männer traf. Er spürte so viel Liebe zu und zwischen ihnen, dass einfach keine Fragen aufkamen. Wo das Glück zu finden war, musste man nichts fragen, nichts erkunden. Umso schwerer fiel es ihm nun zu erklären, wieso er sie unbedingt hatte sehen müssen. Nur über den Vorfall in der Schule konnte er jetzt noch nicht erzählen, weil er wieder weinen würde und das wollte er nicht.

»Georg, Fred, wie habt ihr euch eigentlich kennengelernt?«, fragte er stattdessen.

Die beiden Männer blickten sich an. Nun wurde das warme Gefühl in Noahs Brust noch spürbarer, noch präsenter.

Fred begann: »Bei der Bundeswehr 1967 in Goslar waren wir bei der gleichen Einheit, achtzehnjährige Burschen. Ich komme ja aus

Göttingen, für mich war das nicht so weit weg von zuhause. Georg als Rheinländer fühlte sich allerdings im Norden etwas unwohl. Ich sah ihn am ersten Tag in der Kantine, die kurzen, roten Haare, die Sommersprossen und die leicht abstehenden Ohren – es war sofort um mich geschehen.«

Noahs Großväter saßen ganz eng zusammen. Jetzt nahm Georg Freds rechte Hand, drückte sie ganz fest und erzählte weiter: »Zuerst bemerkte ich es nicht. Ich war viel zu sehr mit mir selbst beschäftigt, um mitzubekommen, dass er mich anstarrte. Und als es mir nach einigen Tagen klar wurde, wusste ich nicht, was ich machen sollte. Natürlich fand ich ihn auch wunderschön. Wir waren damals jung und muskulös, in voller Pracht. Nicht wie heute. Fred war eine Augenweide und ...« Er lachte kurz leise. »Es war klar, dass er anders war als die anderen. Er grölte nie herum, bewegte sich immer mit einer gewissen Eleganz und redete stets wie diese Schauspieler in den amerikanischen Filmen. Egal, was er machte, es sah immer so aus, als ob er für das Schauspielern geboren worden war: Er war in jeder Sportart gut, beim Rauchen sah er weltmännisch aus und er aß wie ein Adliger.«

Als Georg verstummte, berichtete Fred, dass es andere Zeiten waren. Niemals hätten sie sich erlauben dürfen, offen ihr Interesse zu zeigen. Die anderen Männer hätten sie dann ständig verprügelt. Den sensiblen, schüchternen Georg hatten sie von Anfang an auf dem Kieker.

»Weil ich so weich war, nicht gerne Fußball spielte und Auseinandersetzungen hasste«, erklärte Georg. »Da waren Typen dabei, die ständig Raufereien anzettelten. Ich versuchte mich herauszuhalten, aber je mehr ich mich zurückzog, desto mehr wollten sie mich dabeihaben. Fred war ein Boxer, der konnte sich durchsetzen, aber ich bekam am Anfang ständig Schläge. Bis sich eines Tages mein Traumprinz schützend vor mich stellte. Er schlug zwei der Jungs nieder, die mir auf der Toilette aufgelauert hatten. Ich war alleine und sie droschen aus Spaß auf mich ein. Fred nahm es mit beiden auf und verprügelte sie so sehr, dass sie auf der Krankenstation landeten.«

Fred streichelte seinem Geliebten liebevoll die linke Wange und Georg fuhr mit einem Lächeln auf den Lippen fort: »Natürlich musste sich Fred vor dem Kommandeur erklären, als man ihn zur Rede stellte. Und Fred sagte ihm tatsächlich ins Gesicht, dass er es immer wieder machen würde. Er wäre so erzogen worden, dass man Schwächeren helfe und dass er der Meinung sei, die anderen müssten für ihre

Feigheit bestraft werden. Der Typ schnaufte, regte sich auf, verzichtete aber auf eine weitere Untersuchung.«

»Die Latrinen musste ich trotzdem mit der Zahnbürste wischen«, warf Fred mit einem Grinsen ein.

»Dafür hatten die anderen Soldaten ab diesem Zeitpunkt zu viel Angst vor dir und ließen mich in Ruhe.«

»Und seid ihr dann zusammengekommen?«, fragte Noah aufgeregt.



18 Jahre später

Jona Dreyer

»Lieber Raphael,
unser Abitur wird 18! Deshalb laden wir dich herzlich ein, am 22.
September 2018 zu unserem Klassentreffen zu kommen.«

*Wie schön für unseren Schulabschluss, dachte Raphael und verdrehte
innerlich die Augen. Sein Pech nur, dass ich Geburtstagspartys nicht
ausstehen kann.*

Während er mitsamt der Einladung zum Papierkorb lief, ging er
gedanklich eine Liste von Dingen durch, die er lieber tun würde, als
ein Klassentreffen zu besuchen. Zum Beispiel die Steuererklärung
machen. Drei Tage Hungerkur. Eventuell sogar Hundekot von der
Schuhsohle kratzen. Es gab tausend spannendere Dinge als diese
»Mein Haus, mein Auto, meine Frau, meine ukrainische Geliebte«-
Treffen. Achtlos ließ er die Einladung in den Papierkorb fallen. Und
vergaß sie für den Rest des Tages.

Am Abend kehrte Raphael vom Einkaufen zurück. Gedankenverloren
besah er sich das Angebotsblättchen, das die Kassiererin ihm in den
Beutel gelegt hatte.

*Verrückte Welt, in der ein Kilo Hähnchen weniger kostet als ein Kilo
Paprika.*

Kopfschüttelnd begab er sich mit dem Blättchen zum Papierkorb, um
es seinem unweigerlichen Schicksal zu überantworten. Als er den
Deckel öffnete, hielt er inne.

Die Einladung.

Beinahe vorwurfsvoll leuchtete sie ihm zwischen aufgerissenen
Briefumschlägen, Angebotsblättern und dem Wachturm entgegen,
den die Zeugen Jehovas ihm vor ein paar Tagen gebracht hatten.
Zögerlich nahm er den Brief wieder heraus und las ihn noch einmal.

Achtzehn Jahre ist es schon her.

Achtzehn Jahre, seit sie ihre Abiturprüfungen bestanden und danach

eine wilde Sause gefeiert hatten. Achtzehn Jahre, seit ...

Er schüttelte den Kopf und zerknüllte die Einladung in seiner Hand. Vor dreizehn Jahren war das letzte Klassentreffen gewesen, das er besucht hatte, in der Hoffnung, dort jemanden wiederzusehen, der nicht aufgetaucht war. Die anderen hatte er ausgelassen. Einen Schwanzvergleich konnte er auch anderswo haben, und dieses Was-machst-du-denn-und-was-bist-du-von-Beruf musste er sich wahrlich nicht antun. Was er machte und womit er seine Brötchen verdiente, wussten die, die sich wirklich für seine Person interessierten, ohnehin. Alle anderen waren nur neugierig und sensationslüstern.

Er wollte die Einladung wieder wegwerfen, aber etwas hielt ihn davon ab. *Wir sind jetzt doppelt so alt wie damals*, durchfuhr es ihn. *Wir haben noch einmal so viel Leben hinter uns*. Den einen oder anderen Menschen aus seiner Schulzeit, den er ganz gern wiedersehen würde, gab es ja doch. Aber wer garantierte ihm, dass ausgerechnet diese Leute auch auftauchen würden? Wenn nicht, was dann? Allenfalls ein verschwendeter Abend. Es gab Schlimmeres. Und eigentlich hatte er nichts zu verbergen.

»Bitte gib eine Rückmeldung per E-Mail, ob du teilnehmen kannst oder nicht«, stand in der Einladung.

Raphael stieß ein tiefes Seufzen aus und öffnete die E-Mail-App auf seinem Handy. Klassentreffen. Warum eigentlich nicht?

Er fühlte sich gar nicht mal so unwohl wie befürchtet, während sich das Lokal nach und nach mit seinen ehemaligen Klassenkameraden füllte. Christiane, die für die Organisation des Treffens verantwortlich zeichnete, hatte den Konferenzraum eines hübschen, nicht allzu großen Restaurants mit mediterranem Ambiente für das Treffen angemietet. Vielleicht wurde es tatsächlich ein netter, gemütlicher Abend.

»Peter Leitzmann, richtig?«

Erschrocken fuhr Raphael hoch und drehte sich um. Ein untersetzter, blonder Kerl mit einem schelmischen Grinsen blickte ihm entgegen. Einen Augenblick später fiel ihm auch der Name dazu ein: Marco Glaser. »Nein«, gab er zurück, »ich bin Raphael Spengler.«

»Nein!« Marco klatschte in seine dicklichen Hände. »Ich hab echt gedacht, du bist Peter.« Er vollführte eine kreiselnde Geste um seine Augen. »Der hatte doch früher auch immer so ein Okular auf.«

»Heute nennt sich das Nerd-Brille und ist modern, Marco.« Raphael zwinkerte ihm zu und grinste.

»Also ich hab ihn ja gleich erkannt!«

Jemand knuffte ihn in die Schultern und trat neben ihn. Groß, schlank, kaum verändert. Anja Paulick, die Klassenprinzessin, für die seinerzeit alle Jungs geschwärmt hatten. Zumindest alle, die auf Mädchen standen.

»Echt jetzt?«, gab Marco zurück.

»Japp«, bestätigte Anja. »Ich hab ihn schon vor zwei, drei Jahren bei Facebook gefunden. Hab mich allerdings nicht getraut, eine Freundschaftsanfrage zu stellen. Das sah alles so nobel aus, total seriöses Schwarzweiß-Portrait als Profilbild. Da dachte ich, das ist vielleicht irgendwie ein professioneller Account und wollte da nicht anfragen.«

»Hättest du ruhig machen können«, erwiderte Raphael, »kein Thema.« Anja setzte sich auf den freien Stuhl neben ihm. »Ich hab mich aber mal durch deine Galerie geklickt. Junge, Junge, ganz schön heiß.«

Raphael lachte leise in sich hinein. »Ich gebe mir Mühe.«

»Boah, jetzt will ich aber auch wissen, was du da entdeckt hast«, mischte sich Marco wieder ein.

»Sagst du's ihm?« Anjas Grinsen wirkte verschwörerisch.

Raphael feixte. »Ich bin Fotograf. Ich mache erotische Fotos.«

»Nein!«, rief Marco abermals und senkte gleich darauf die Stimme.

»Nackte Weiber?«

»Nackte Männer. Homoerotisch.«

»Oh.« Marco schlug sich die Hand vor den Mund und kicherte wie ein Backfisch, während seine rundlichen Wangen eine dunkelrote Tönung annahmen. »Dann leider nix für mich.«

»Sag mal, hast du eine Ahnung, ob Till kommt?«, erkundigte sich Anja unvermittelt.

Raphael schüttelte den Kopf und ein winziges, aber intensives Kribbeln wallte in seinem Magen auf. »Nein, keine Ahnung. Wir haben keinen Kontakt.«

»Echt nicht?«, hakte Marco ein. »Kann man sich gar nicht vorstellen, so unzertrennlich wie ihr zu Schulzeiten immer wart.«

»Hm.« Raphael zog die Schultern hoch und versuchte sich an einem Lächeln. »Oft trennen sich die Wege, wenn man erwachsen wird, weil sich das Leben in unterschiedliche Richtungen entwickelt. Wir hatten nach dem Abitur noch kurz Kontakt, aber das hat sich dann im Sande verlaufen.« Das war zwar nicht ganz die Wahrheit, aber die hatte

niemanden hier zu interessieren.

»Und bei Facebook ist er ja auch nicht«, gab Anja zu bedenken, »ich hab ihn jedenfalls nicht gefunden.«

»War er denn bei den letzten Klassentreffen da?«

»Nee«, gab Marco zur Antwort. »Der war bei noch gar keinem bis jetzt.«

»Doch, doch, doch.« Tadelnd hob Anja einen manikürten Zeigefinger.

»Beim Zehnjährigen war er dabei, aber er musste schon nach einer knappen Stunde wieder fort.«

»Ach ja!« Jetzt schien es auch Marco wieder einzufallen. »Da war doch was, war da nicht was mit seiner Frau? Musste er nicht weg, weil die in den Wehen lag oder sowas?«

»Ja genau, die Wehen hatten eingesetzt und er musste fort.«

Seine Frau. In den Wehen.

Für einen Moment vergaß Raphael, zu atmen. Ein brennender Ball formte sich in seinem Inneren und bereitete ihm bittere Übelkeit.

Du hast es also durchgezogen, Till. Ich hätte diese verdammte Einladung im Papierkorb liegen lassen sollen, wo sie hingehörte.

Aber nun war es zu spät. Nun wusste er Dinge, die er lieber nicht gewusst hätte. Wie war es möglich, dass es nach achtzehn Jahren noch immer so weh tat? Es war wie in einem Albtraum.

Noch während Raphael darüber nachdachte, änderte sich etwas in Anjas Gesichtsausdruck. Sie stupste ihn an und zeigte auf einen Punkt irgendwo hinter ihm. Wie in Trance drehte er sich um. Er wusste bereits, was er sehen würde, bevor sein Blick darauf fiel.

Till. Du bist ja immer schon hübsch gewesen. Aber jetzt stellst du die Models in den Schatten, die ich täglich vor meiner Linse habe.

Till war keine klassische Schönheit. Nie gewesen. Aber er hatte etwas an sich, was die Leute *das gewisse Etwas* nannten. Eine Maskulinität, ohne grobschlächtig zu wirken, der selbstbewusste Gang so energisch wie sein Kinn. Und doch umgab ihn eine seltsame Aura. Als steckte er in Kleidung, die nicht ihm gehörte. *Immer noch.*

Und dann trafen sich ihre Blicke. Till wusste offenbar sofort, wer er war, das verräterische Blitzen in den hellblauen Augen ließ keinen Zweifel daran. Er machte Anstalten, auf ihn zuzukommen, aber dann schnitt Christianes mikrofonverstärkte Stimme in ihre unwirkliche Zweisamkeit.

»Hallo zusammen, also soweit ich das auf meiner Liste sehe, sind jetzt alle da, die für das Treffen zugesagt haben. Schön! Sind mehr Leute, als ich dachte. Also, da wir uns ja alle mehr oder weniger verändert

haben«, ein verhaltenes Lachen der Anwesenden unterbrach ihre Rede, »weil wir uns ein bisschen verändert haben, habe ich für jeden ein Namensschildchen gebastelt. Es wäre schön, wenn ihr nacheinander nach vorn kommt, euch mal kurz vorstellt, wer ihr seid und was ihr so macht, und dann gebe ich euch das Schild. Alles klar? Ich mache gleich mal den Anfang: Ich bin die Christiane Schulz, verheiratete Ullmann, bin Pflegedienstleiterin in einem Altenheim, habe drei pubertierende Kinder und wohne immer noch in der alten Heimat.« Demonstrativ steckte sie sich ihr Schildchen an.

Nach einem kurzen Zögern trat eine weitere Frau hinter den kleinen Pult, die sich als Claudia Simon vorstellte.

»Hat sich ganz schön rausgemacht«, murmelte Marco neben Raphael, »die sah ja früher immer aus wie Kraut und Rüben.«

So ging es weiter, nach und nach bekamen die teils entfremdeten Gesichter wieder bekannte Namen, und dann war Till an der Reihe. Er gab sich selbstbewusst, aber Raphael erkannte die Verunsicherung, die unter den zu straff gespannten Schultern und dem zu energisch gereckten Kinn lauerte.

»Ich bin Till Rubey. Ich wohne mittlerweile bei Köln, bin verheiratet, habe zwei Kinder im Alter von acht und zehn Jahren und arbeite als Unternehmensberater.« Sein Blick streifte Raphael. Er wirkte beinahe schuldbewusst.

Du bist also tatsächlich der Mann geworden, der du immer sein wolltest, durchfuhr es Raphael. Für den du das geopfert hast, was wir zusammen hatten.



Lesen Sie die Geschichten weiter in:

Like a (bad) Dream

Benefizanthologie

Der Blog Like a Dream wird erwachsen – ein Grund für 18 Autor*innen, sich erneut für eine Benefizanthologie zusammenzufinden.

Wo bleiben Träume, wenn man im Copacabana Palace ums Überleben kämpft, einen Nix trifft oder seinen Auftragskiller kennenlernt? Wie befreit man seinen Geliebten aus einem Albtraum, stellt sich lange unterdrückten Sehnsüchten oder wird mit einem Dämon fertig?

18 mitreißende Geschichten voller (Alb)Träume, mal hoffnungsvoll und romantisch, mal düster und nachdenklich, zwischen Gegenwart, fernen Welten und Vergangenheit.

Der komplette Erlös geht an vielbunt e.V., die damit queeren Flüchtlingen unbürokratisch und schnell helfen.

Mit Beiträgen von: Elea Brandt, Barbara Corsten, Carmilla DeWinter, Jona Dreyer, Annette Juretzki, Svea Lundberg, Jobst Mahrenholz, Tanja Meurer, Jannis Plastargias, Thomas Pregel, Chris P. Rolls, S. B. Sasori, Elisa Schwarz, Juliane Seidel, Dima von Seelenburg, Dennis Stephan, J. Walther und T. A. Wegberg.
